

13
ZEITSCHRIFT FÜR

Zeitschriften
Kardex-Kontrolle

11. FEB. 1952

Hamburgisches
Welt-Wirtschafts-Archiv

Z
SA 74

GEO POLITIK

XXI. JAHRGANG 1944



HEFT/MAI-JUNI

Haushofer/Johann: Unterwanderung und Überschiebung

Schmolck: Das Judenproblem in Iberoamerika

Vöhrenbach: Das Kastenwesen und die politische Zukunft Indiens

Kuzmany: Verstümmelte Volkskörper

Haushofer: Die russische Gleichung und Großasiens Festlandfront

**rsian: Der XIII. Dalai-Lama und die erste Phase des anglo-russischen
Imperialismus**

[von Becker: Zur Frage der geschichtsbildenden Elemente

Betrachtungen zum Zeitgeschehen

Schrifttum

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36, Ruf 3742

Berliner Schriftleitung: z. Zt. Dahme/Mark, Hauptstraße 42, Ruf Dahme 374

Buchzusendungen an den Verleger beten

XXI. JAHRGANG · HEFT 3 · MAI / JUNI 1944

Inhalt

Aufsätze

Karl Haushofer: Unterwanderung und Überschiebung	81—84
A. E. Johann: Unterwanderung — Überschiebung	84—90
Frank H. Schmolck: Das Judenproblem in Iberoamerika	91—93
F. J. Vöhrenbach: Das Kastenwesen und die politische Zukunft Indiens	94—101
Paul Kuzmany: Verstümmelte Volkskörper	102—103
Karl Haushofer: Die russische Gleichung und Großasiens Festlandfront	104—106
Walter Persian: Der XIII. Dalai-Lama und die erste Phase des anglo-russischen Imperialismus	107—113
Hans von Becker: Zur Frage der geschichtsbildenden Elemente	113—115

Betrachtungen zum Zeitgeschehen

Azad Hind und Eire	116
Indopazifische Überkreuzungen	116
Zur Geopolitik von Manipur	117
Die Negerfrage in USA.	117—118

Schrifttum

Karl Haushofer: Unterströmungen und Unterwanderung	119
Japan first??	119
Die soziale Frage in Indien	120
Volk und Boden	120

Angaben über die Mitarbeiter folgen im nächsten Heft

Preis: Einzeln RM 2.- / Halbjahr (3 Hefte) RM 6.- / Jahrgang mit Inhaltsverzeichnis und Register RM 12.-

Gebunden RM 14.- / Einbanddecke für den Jahresband RM 2.-

Postcheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag / LUDWIGSHAFEN 12461, WIEN 55918

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Halbjahres dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Unterwanderung und Überschiebung

Der Riß zwischen dem bodenwüchsigen, erdverwurzelten, standfesten Menschen und dem wandersüchtigen, wurzellosen, bodenschweifenden Umtreiber, der Riß zwischen Ackerbauern und Nomaden reicht in die letzten Urtiefen der Menschheitsgeschichte hinab. Er klappt heute noch zwischen Landvolk und Großstadtnomaden und läßt den einen die Verstädterung als Plage, den andern als eine Lust empfinden, die ihm freilich durch die Überwucherung der Ethik durch die Technik vergällt wird. Dieser Gegensatz kam der Menschheit vor allem in Bewässerungs- und Oasenkultur-Landschaften am frühesten in seinen zerstörenden Folgen zum Bewußtsein; sein Werden hat Friedrich Ratzel, dessen hundertsten Geburtstag wir in diesem Jahre feiern, klassisch für die Erdkunde hingestellt.

Die Geopolitik fragt nüchtern nach der Erscheinungsform des alten Risses zwischen Bauern und Nomaden in der Gegenwart, findet ihn im rastlosen Strom von Unterwanderung und Überschiebung zwischen den Völkern und prüft, mit welchen Abhilfen ihrer beständigen Verletzung fast aller Lebensformen und Lebensräume begegnet, noch besser vorgebeugt werden könnte. Eine der wichtigsten geopolitisch erfäßbaren ist gewiß die Standfestigkeit der einzelnen Gau- und Länder-Zellen, aus denen sich die so oft formwechselnden Großräume und Reiche zusammensetzen, vor allem die Achtung der dabei naturgegebenen Hilfen: der natürlichen oder der naturentlehnten Grenzen.

Warum treten in einzelnen Teilräumen der Erde im bunten Kaleidoskop der farbenwechselnden politischen Karten einzelne Gaue, Länder, Kernräume, durch Jahrhunderte und Jahrtausende immer wieder Charakter und Haltung wahrend, hervor? Warum färben sich andere wie das Pflanzenkleid der Erde mit den Jahreszeiten, gleiten wieder andere haltlos, jedem Zugriff zur Beute, durch die Weltgeschichte dahin: treibende Blätter im Luftwirbel, im Strom? Selbst dort, wo nicht versucht wird, Zusammenhänge zwischen Oberflächenform, Volksdichte und der reinen politischen Grenzführung mit ihrem Flächenkolorit auf der politischen Karte herzustellen (ohne die sie geopolitisch stark an Wert verliert), fällt die ungleiche Ausstattung der Erdräume mit Stetigkeits-Leitzügen auf. Noch etwas anderes tritt dabei hervor, was sich uns kürzlich wieder bei einer vergleichenden Untersuchung über die Großstadtentwicklung und Verstädterungsfrage aufdrängte: wie gleichgültig das immer noch von der mediterranen Weltgeschichtsauffassung der Antike beherrschte Weltbild des Abendlandes wie in allen so auch in dieser Frage den reichen Erfahrungen Groß-Asiens, der Monsunländer gegenübersteht.

Dabei könnten wir doch zum mindesten die Frage aufwerfen, warum in Europa Teilräume, die sich als hervorragende Träger von Kultur- und Wirtschaftsleistungen bewährt haben, so lange und immer wieder ein politisch buntscheckiges Flickenkleid tragen und warum dieses Los weltüber gerade einige der genialsten Völker der Erde trifft. Unter ihnen finden Griechen und Inder ziemlich allgemeine Anerkennung, die wir Deutsche zur Zeit nicht unbestritten für das eigene Volk finden, das so viel seines besten Blutes gerade an jene Gegner verschwendet hat, die es jetzt am schlimmsten mit Unterwanderung und Überschiebung bedrohen. Mit Recht spricht man von einem „Aufstand der Kolonialmenschen gegen Europa“.

Aber dieser Aufstand richtet sich nicht gegen Europa allein, sondern gegen die Altkulturländer überhaupt. Das heute unter japanischer Führung um sein Selbstbestimmungsrecht kämpfende Groß-Südostasien weist zwei der in ihrer Struktur stabilsten Reiche auf: China und Japan, dazu das im Großrahmen naturfesteste, im Kleingefüge aber unsteteste: Indien. Die Erfahrungen dieser Großreiche Asiens mit Überschiebungen und Unterwanderungen müßten also zu den wertvollsten der Menschheit gehören. Hält man aber Umschau im Schrifttum, wo sie gerade auf dieses Problem hin behandelt worden sein könnten, so ant-

wortet ein großes Schweigen — mit Ausnahme eines Anlaufs, dessen Veröffentlichung bevorsteht.

Dabei ergibt sich für vergleichende geopolitische Auswertung noch der weitere Vorteil, daß China und Japan bei ihren Reichsbildungen durch mehr als vier bzw. zweieinhalb Jahrtausende hindurch staatsrechtlich von zwei grundverschiedenen Auffassungen ausgegangen sind. Japan verfolgte das evolutionäre Reichsprinzip mit einer einzigen Dynastie als staatsrechtlich nie angetastete Zentralmachtquelle; China verfolgte das im Grund revolutionäre Prinzip des ‚Ko Ming‘ (des himmlischen Mandatswechsels), des Dynastiewechsels also. Zuletzt erfolgte er sogar zwischen einheimischen und außenbürtigen Dynastien, dann nämlich, wenn das Erschlaffen, das Ausbleiben von Erfolgen einer Herrscherfolge, den herrschenden Schichten und ihrem Großfamilien- und Gildengefüge zu beweisen schien, daß der ganz oben stehenden Auswahl die Kraft des Führungsauftrages des Himmels fehle.

Indien freilich ist im inneren Gefüge durch Unterwanderung und Überschiebung so gestört worden, daß es bei staunenswertem Festhalten des naturgegebenen äußeren Umzuges des Subkontinentes im Innern ein sonst nicht leicht wiederzufindendes unausgeglichenes Rassengemenge und eine innerpolitische Breccienstruktur¹⁾ zeigt: voll von zum Teil farben- und kulturprächtigen Kontaktmetamorphosen. Aber sie sind von einer Brüchigkeit, daß die Tragik der mitteleuropäischen oder italienischen Binnenstruktur dagegen in den Schatten zurücktritt. Allein daraus wird verständlich, warum in Indien alle Bewegungen so sehr die Neigung haben, auf das metaphysische, religionspolitische Gebiet herüberzuschlagen. Damit werden sie Quell weiterer Versplitterung, die nur zeitweilig durch überlebensgroße Gestalter, wie Asoka oder Akbar, überwunden worden ist. Selbst eine Reihe von sechs ungewöhnlich begabten Persönlichkeiten in derselben (Großmogul-)Dynastie konnte keine einheitliche Linie herbeiführen. Das Gegenspiel der arischen, dann anderer Überschiebungen aus dem Nordwesten und der beständigen Unterwanderung durch das dem Klima besser angepaßte ‚dunkle Blut‘ von Süden her erwies sich stärker als alle Zusammenfassungen durch höchste Toleranz (wie unter dem Buddhistenkaiser Asoka und Akbar) oder Gewalt (wie durch den Islamfanatiker Aurangzeb).

Der verworrene Gang der indischen Geschichte seit den beiden Arier-Überschiebungen und ihrer Unterwanderung, den Störungen von Hochasien und vom Abendland her, über Land wie über See, macht deren geopolitische Auswertung sehr schwierig. Das klassische Großgebiet Asiens für solche Untersuchungen ist dagegen China, weil es einerseits selbst Überschiebungen größten Stils erfuhr, die es dank ungeheurer Rassenkonstanz, Großraumbeständigkeit und naturentlehnter Kleingliederung in unglaublich kurzer Zeit einzuschmelzen, zu chinesisieren verstand, und weil es andererseits Unterwanderungen aussandte, die in höchst verschiedenen Klimabereichen Wachstumsspitzen zu bilden, ja völlige Durchdringungen zu erreichen vermochten.

„China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen“ —, hörte ich einst von führender chinesischer Stelle als Erklärung für das vollkommene rassenmäßige Aufsaugen einer über Land gekommenen jüdischen Einwanderungswelle in Shensi, von deren einmaligem Vorhandensein nur Grabsteine, Schriftrollen und Gefäße Zeugnis gaben, die niemand mehr lesen konnte und zu deuten wußte. Umgekehrt hat Unterwanderung von China aus z. B. das lange Zeit für Einwanderung verboten gewesene Stammland der letzten ‚Tat-sing‘-Dynastie, die Mandchurei, so sehr mit ihrem Salz durchdrungen, daß der rassenmäßig und kulturmäßig rein chinesische Bevölkerungsbestandteil unter 45 Millionen Bewohnern auf gut 80%, wenn nicht noch höher geschätzt werden kann, während die ursprüngliche Bevölkerung heute kaum mehr als etwa 6% betragen mag. Das ist außerhalb der heutigen völkerrechtlichen Grenzen des chinesischen Altkulturbodens, dessen Süden ja ebenfalls das volkspolitische Ergebnis einer solchen Unterwanderung ist, der größte heute zahlenmäßig nachweisbare Unterwanderungserfolg auf Erden; denn die raumpolitische Erfüllung Nord- und Süd-Amerikas sowie der Sowjetunion durch Abkömmlinge weißer Rassen wird man

1) Breccien: Trümmergestein aus mineralischen Bruchstücken verschiedener Herkunft, die durch ein Bindemittel zusammengekittet sind.

politisch korrekt als Überschiebung bezeichnen müssen, wenn sie auch als solche den betreffenden 'Colonials' nicht mehr zum Bewußtsein kommt.

Solchen Fällen gegenüber spielen — rein dynamisch, flächenmäßig betrachtet — die Überwanderungen etwa von Polen aus nach Deutschland, von Italien aus nach Frankreich, Arbeiterwanderungen der Kriegsverhältnisse aus den verbündeten Gebieten nach Mitteleuropa eine ganz verschwindende Rolle, so sehr sie ideenmäßig wichtig und zu beobachten sind. Die verhängnisvollen Wirkungen der durch Überindustrialisierung bewirkten Entwurzelung, das Zurücksinken der bodenständigen, wurzelfesten Volksanteile gegenüber dem bodenverweisenden Bevölkerungsanteil, wie es der deutsche Volksboden (in gesünderen Landschaften mit 39—40% Bodenständigen, in triebssandmäßigen Böden bis zu 25,16% sinkend) zeigt, dürfen dabei so wenig vernachlässigt werden wie die Nachwirkung weltanschaulicher Spaltungen.

Ostasien hat demgegenüber zwei homöopathische Gegenmittel in der durchgehenden, wenn auch höchst verschieden ausgeprägten Kultureinheit des Buddhismus und der ostasiatischen Staatsphilosophie, die noch innere Gemeinschaften für ganz Großsüdostasien herstellen. Insbesondere macht dabei die zahlenmäßig der chinesischen gegenüber ganz geringfügige japanische Unterwanderung (z. B. im pazifischen Westen beider Amerika), zuletzt auch die Überschiebung im Südosten, in der Weltöffentlichkeit viel mehr Aufsehen als die chinesische. Natürlich wäre es wesentlich, dabei auch die Einwirkung von religionsgeographischen Strömungen wie denen des Islam, des Christentums einzuschalten. Die letzte unbefangene Zusammenkunft internationaler Art mit solchen Zielen (vom 4. bis zum 12. Oktober 1938 in Rom) zeigte, daß in der Richtung gegen Tropenafrika die Islam-Strömung von allen Seiten weit stärker angeschlagen wurde als die des Christentums. In Indien ist augenblicklich eine Auseinandersetzung mit weitreichenden weltpolitischen Folgen im Gange.

Schwere Gleichgewichtsstörungen steigen gegenwärtig weltüber aus den Folgen unzulänglicher beobachteter und unregelter Unterwanderungs- und Überschiebungsbewegungen empor. Der augenblickliche Zustand stellt sich etwa wie folgt dar:

1. Die Aufstellung einer indischen Freiheitsarmee in Birma unter Zuzug aus ganz Südostasien wäre nicht möglich gewesen ohne die indische Unterwanderungsbewegung, namentlich aus Südindien (Madras), nach Birma. Die stärksten Antriebe zu den anfänglich ausreichenden Mitteln der Nicht-Widerstandsbewegung Gandhis — die eben doch auf Widerstand hinauslief — kamen von der indischen Unterwanderung Süd- und Ost-Afrikas her.
2. Der staats- und völkerrechtlich gewiß einmalige Schwebezustand, in dem sich das 'Dominium' eines Weltreiches in nichtkriegführendem, neutralem Gebaren hält, während dieses Reich angeblich um sein Dasein kämpft, freilich auch anderwärts an Entgliederungserscheinungen leidet, wäre nicht möglich, wenn nicht Auswanderung der halben Bevölkerung von Irland nach den USA. — bei stark örtlich zusammengehaltener Unterwanderung im Heimatland — einen Wahlfluß der irischen Volksgenossen hergestellt hätte, den eine anglo-amerikanische Gesamtpolitik berücksichtigen mußte, ob sie wollte oder nicht. Die offene Frage der Ulsterfrage ist ebenfalls ein Unterwanderungs- und Überschiebungsergebnis.
3. Innerhalb der Sowjetunion ist die Wiedergeburt des 'Föderalismus' eben doch nur eine Abhilfe gegenüber den einstigen unbeherrschten Überschiebungsvorgängen des großrussischen Zentralismus. Der ukrainische Siedlungsgürtel durch ganz Eurasien von West nach Ost, z. B. ist Gegenstand schriftlicher und kartographischer Darstellung in der ZfG. gewesen.
4. Zersetzungsvorgänge im Nordwestbalkan im Zusammenspiel mit der Vorbereitung des Badoglio-Verrats dürften in aller Erinnerung sein.
5. An die vielbespöttelte Warnungstafel in Nizza „Attention Grecs! Ici commence la France“ darf im Zusammenhang mit der Sorge, die dem europäischen wie dem afrikanischen Kontinent die italienische Unterwanderung verursachte, nur erinnert werden.
6. Unterwanderungsvorgänge trugen viel zur Verschärfung der spanischen inneren Kämpfungen zwischen festländischen und küstenbestimmten Landschaften bei.
7. In wie hohem Grade die jüdischen Überschiebungs- und Unterwanderungsbewegungen nicht nur in Palästina, sondern in ganz Europa, Amerika und Nordafrika zur Verschärfung aller politisch-geographischen Probleme beitrugen, stellen wir in diesem Heft am Beispiel Südamerikas durch einen dort lange Jahre tätigen Kenner dar.

8. Gerechter Ausgleich zwischen Überschiebung und Unterwanderung ist die Leitauf Großsüdostasiens, von Japan und Nanking-China mit der Erbweisheit alter Kulturen aufgenommen; zumal in der ganzen Auseinandersetzung zwischen Chinesen älteren Stämmen — z. B. der Miao, der Thai im Süden, wie sie Wißmann in Einzelhe schildert (ZfG, 1942, Heft 3, S. 111) — immer wieder dieses Problem auf dem Grunde Siedlungs- und Rassenfragen liegt.

9. Ein flüchtiges Überblicken des Erdballs zeigt schon die Allgegenwart dieser Aufgabenreihe, die durch die neuesten Erschließungsvorgänge in Afrika auch dort allgemeine Tiefgang gewonnen hat, wo zunächst das labile Bevölkerungs- und Rassengleichgewicht von Südafrika, das Abziehen und die Mobilisierung der Neger in die Bergwerksgebiete der Wettbewerb zwischen Islam- und Christen-Mission am Rande von Tropenafrika örtliche Spannungen zu erzeugen schienen.

Ein reizvolles Tun mag es für Leser der ZfG. sein, sich selbst in eine Weltkarte Farben und Pfeilen, etwa nach Art einer Wetterkarte, die Bewegungen einzutragen, die ungleicher Druckverteilung zwischen Überschiebungen und Unterwanderungen das Stadtfeld des Planeten stören. Sie werden überrascht sein, wie weltumspannend sie sich auswirken.

A. E. JOHANN

Unterwanderung – Überschiebung

Versuch einer Variation zum Aufsatz von Karl Haushofer

Die Begriffe ‚Unterwanderung‘ und ‚Überschiebung‘ gehören, wendet man die Meinung Kjelléns an, eher zur Ethnopolitik als zur Geopolitik; denn die menschlichen Wanderbewegungen, die mit ihnen bezeichnet werden, können sich grundsätzlich völlig unabhängig von geographischen Voraussetzungen vollziehen und haben dies auch in der Geschichte oft genug getan. Dabei bedeutet Unterwanderung das langsame, oft unmerkliche Einsickern fremder Menschen in ein bis dahin von einer geschlossenen Gruppe Menschen zumeist gleicher Art bewohntes Gebiet, das im einzelnen Falle von ganz verschiedener Größe sein kann.

So haben etwa seit dem ersten Weltkrieg mexikanische Landarbeiter gewisse Obst- und Gemüsebau-Bezirke in Süd-Kalifornien — eine eng begrenzte Landschaft also — in beschränktem Umfang unterwandert. Andererseits haben zur Zeit etwa 12 Millionen Menschen verschiedenster Nationalität, zum Teil gezwungenermaßen (als Kriegsgefangene), Deutschland — also ein ganzes Land — unterwandert. Allerdings handelt es sich um keine echte Unterwanderung, da den Einsickernden der Wille und die Möglichkeit fehlt, sich dauernd bei sich selbst zu machen; diese Unterwanderung ist außerdem den maßgebenden Stellen als solche durchaus bewußt und wird energisch unter Kontrolle gehalten. Nach dem Kriege werden diese ‚Unterwanderer‘ in ihre Herkunftsgebiete zurückbefördert werden. Immerhin bedingte die außerordentlichen Anforderungen, welche die Nachkriegszeit an uns stellen wird, die Gefahr in sich, uns den Zuzug von außerdeutschen Handarbeitern, der jetzt für uns von größter Bedeutung ist, als dauernde Einrichtung wünschenswert erscheinen zu lassen. Dann würde sich die zeitweilige, kontrollierte Unterwanderung in eine echte, fortwirkende mit ihren Folgen verwandeln.

Schließlich sei als Beispiel einer Unterwanderung allergrößten Stils aus der Gegenwart angeführt: das Vordringen chinesischer Kulis, Handwerker und Kaufleute in den gesamten Raum Südostasiens, darüber hinaus in die indonesische Welt und tief in die Südsee hin. Hier wurde ein riesiger Teil der Erde, der politisch bis vor kurzem noch verschiedener Herren unterstand und von Völkerschaften vielfacher Art und Kulturhöhe bewohnt ist, einem sehr einheitlichen, zähen und zielbewußten Menschengeschlag lautlos und zugleich aufhaltsam unterwandert.

Kennzeichen einer echten Unterwanderung ist also etwa Folgendes: Das Einsickern vollzieht sich durch Bewegungen einzelner Personen oder nur kleiner Gruppen, die als solche nicht fähig sind, Gewalt anzuwenden, stattdessen vielfach als Arme und Arbeitsuchende der ersten sozialen Rangstufe wie Bittsteller auftreten müssen — in ihrer geräuschlos anwachsenden Masse aber große Bedeutung, ja eine unheimliche Macht gewinnen können. Das Gewaltlose, das Lautlose, das Tröpfelnde, das Andauernde und sich deshalb manchmal zu großer Wucht Summierende der Unterwanderung bildet also ihre Merkmale.

Die Überschiebung dagegen vollzieht sich meistens gewaltsam auf kriegerischem Wege: Eine zielbewußt und gemeinsam handelnde Menschengruppe überzieht eine andere. Die Zahl nach meist viel mächtigere, mit Krieg, neuerdings auch gelegentlich mit diplomatischen und wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen, macht sie sich botmäßig und regiert sie überwiegend den eigenen Interessen entsprechend. Wiederum kann es sich dabei um Gebiete von verschiedenem Umfang handeln.

Ein Erdstrich, in dem sich seit dem frühen Altertum immer neue Überschiebungen schichtweise abgelagert haben, sodaß der Untergrund heute überhaupt nicht mehr eindeutig bestimmt werden kann, ist der westliche Teil Nordafrikas. Über die vermutlich berberischen Ureinwohner (die sich vielleicht selbst in vorgeschichtlicher Zeit über hamide oder bantuide Bevölkerungen geschoben haben) legte sich eine phönizische Herrschicht (Karthago etwa 850 v. d. Z. gegründet). Nach schweren und dramatischen Kämpfen, den punischen Kriegen, behielten die Römer in Nordafrika ihre Herrschaft auf (146 v. d. Z. Zerstörung Karthagos), bis die römische Überschiebung vergeht. Nach einem vandalischen Zwischenspiel (429 bis 534) erobert Belisar Nordafrika für das oströmische Reich zurück. Eine byzantinische Überschiebung schiebt sich über die germanische. Schon hundert Jahre später brechen von Osten her die Araber vor. Nordafrika wird mohammedanisch. Über die mehr oder weniger lockere arabischen Herrschaft gleitet Jahrhunderte später die türkische; auch sie verfällt, bis schließlich nach manchem bunten Zwischenspiel seit 1830 sich die Franzosen über Nordafrika setzen, während gleichzeitig von Sizilien her eine Unterwanderung durch Italiener beginnt. Die französische Zeit dauert bis in unsere Tage. Wir erleben nun die angloamerikanische Überschiebung Nordafrikas, die sich schon in eine bolschewistische zu verwandeln scheint. Nordafrika offenbart sich also als eine Landschaft, die aus Eigenem zu leben nicht imstande ist. Überschiebung folgt auf Überschiebung, jede neue die vorhergehende in die gestaltlose Masse der Beherrschten hinabdrückend, wo sie eingeschmolzen wird und vergeht. Phönizische, römische, vandalische, byzantinische, arabische, türkische, französische, angloamerikanische und bolschewistische Schichten lösen mit einigen Pausenzeiten einander ab, Pausen, die nicht auf die Eigenstärke des Landes, sondern auf die Schwäche oder das mangelnde Interesse der möglichen Beherrscher zurückzuführen sind.

Zweifelloos stellt auch die Besetzung Norwegens durch die deutsche Wehrmacht und deutsche Zivilbehörden eine echte Überschiebung dar, wenn sie auch zeitlich eingeschränkt und beschränkt ist. Und es entbehrt nicht eines ironischen Beigeschmacks, daß man auch angesichts der großen amerikanischen Armee in England von einer Überschiebung Großbritanniens durch seinen amerikanischen Bundesgenossen sprechen kann.

Sicherlich bildet auch die verhältnismäßig dünne Schicht der Japaner in Korea eine echte Überschiebung, nicht minder wie etwa die erst seit kurzem sich bildende der us-amerikanischen Kaufleute, Beamten und Militärs in Brasilien.

Auch Afrika liefert vorzügliche Beispiele echter Überschiebung. So hat sich in Ruanda-Urundi über die unterworfenen Bantu-Bevölkerung, die Bahutu, eine hamitische Herrschicht geschoben, die Watutsi. Die Watutsi setzen sich, Zeichen einer echten Überschiebung, in jeder Hinsicht von den Überschobenen ab: Sie gehören einer anderen Rasse an, sie heiraten nicht mit den Bahutu, pflegen ihre besonderen Feste und religiösen Vorstellungen, beschäftigen sich ausschließlich mit der Zucht ihrer langhörigen Rinder, während die Bahutu ebenso ausschließlich auf den Ackerbau verwiesen sind. Alles, was mit Politik zu tun hat, ist lediglich Vorrecht der Watutsi; die Bahutu werden politisch nur als Objekt betrachtet.

Im West-Sudan haben sich die Fulbe zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in großen Eroberungszügen über die Staaten der Haussa geschoben, die selbst erst seit dem 17. Jahrhundert sich zu Herren

der sudan-negerischen Stammbevölkerung aufgeworfen hatten; sowohl Fulbe wie Haussa heben sich andersrassig (sie entstammen dem mittelmeeischen Afrika mit seinen Anklängen an europäische Rassen) von den Sudanesen ab, sind Viehzüchter und Aristokraten wie die Fulbe oder Händler wie heutige Haussa, während den Sudanesen der Ackerbau überlassen ist; sie sind fanatische Mohammedaner, während die breite Masse der unterworfenen Bevölkerung dem Islam nur sehr oberflächlich angehört auch — im Hinterwald — heidnisch geblieben ist; ihre ganze Lebensart ist eine andere als die der Sudanesen. — Über Fulbe und Haussa hat sich natürlich als weitere allerdings sehr dünne Schicht heute eine Schicht der weißen Kolonialherren gelegt; doch stellt sie eigentlich keine echte Überschiebung dar, sie im Lande kaum verwurzelt und fortwährenden Nachschubs aus der europäischen Heimat bedarf.

Welch ungeheure Bedeutung den Überschiebungen in der Geschichte zukommt, vermag man auch an der Vergangenheit Englands abzulesen. Dort legt sich über eine keltische Schicht zunächst für viele Jahrhunderte eine römische; ihr folgt eine lockere nordgermanische; dann schieben sich vom heutigen Schleswig-Holstein die Angeln, Sachsen und Jüten unter ihren sagenhaften Führern Hengist und Horsa herüber und gründen die Königreiche Ostanglien, Northumbrien und Mercia. Den Angeln und Sachsen schieben sich später die Dänen nach und bilden eine neue Oberschicht. 1016 erobert der dänische König Knud das Große England; es hatte nichts genutzt, daß vierzehn Jahre zuvor in der „Dänischen Verschwörung“ Ethelred II. alle in Wessex lebenden Dänen ermorden ließ. Doch bleibt die dänische Überschiebung locker. 1066 springen die Normannen von Nordwest-Frankreich herüber. Wilhelm der Eroberer pflanzt seine Standarte nach der Schlacht bei Hastings über England auf. Damit ist die englische Volksschichtung im Wesentlichen abgeschlossen. Die letzte, die normannische Überschiebung, ist bis zum heutigen Tage deutlich in England erkennbar; denn das Land regierende Hochadel führt seinen Ursprung größtenteils auf normannische Baronat zurück, mag auch in den Thronstreitigkeiten zwischen den Häusern Lancaster und York, in den Rosenkriegen, ein sehr bedeutender Teil des normannischen Adels aufgerieben worden sein. Bis zur Gegenwart blieb England vor weiteren Überschiebungen bewahrt. Seit der napoleonischen Zeit allerdings vollzieht sich in England, unmerklich fast und doch von größter Wirkung, eine (man möchte sagen: als Unterwanderung getarnte) Überschiebung durch französische Einflüsse und Familien. Natürlich ist dies eine Feststellung, die von den Engländern selbst entrüstet bestritten würde; bestenfalls geben sie zu, daß von einer jüdischen Unterwanderung einiger englischer Großstädte gesprochen werden darf.

Vor solchen Zweifeln enthüllen die Begriffe Unterwanderung und Überschiebung ihren fließenden Charakter, zugleich aber auch ihre besondere Fruchtbarkeit. Als Kennzeichen der Überschiebung, wenn man den Begriff einigermaßen rein herausarbeiten will, mögen im Gegensatz zur Unterwanderung folgende Kennzeichen angeführt werden: Gewalttätigkeit, Zielbewußtheit, Absonderung, Geschlossenheit und Herrschaftswillen der Einwanderer auf der bei verhältnismäßig kleiner Zahl, auf der anderen Seite vergeblicher Widerstand und schließlich die Unterwerfung der Überschobenen. Bei der Unterwanderung reagieren die Unterwanderten zunächst überhaupt nicht, weil sie nichts merken, oder durch absperrende Maßnahmen, wenn diese noch möglich sind.

Es ist leicht, Begriffe zu schmieden. Man darf nur nicht verlangen, daß sich das Leben nach ihnen richtet oder sich ohne Rest in sie hineinpressen läßt. Man muß vielmehr die Begriffspaare wie Überschiebung-Unterwanderung als Polarisationen der Erkenntnis auffassen, zwischen denen sich das gelebte Leben in zahllosen Abstufungen ordnen läßt. Dann offenbaren sie ihre außerordentliche Leistungsfähigkeit.

Schon theoretisch läßt sich ableiten, daß beide Bewegungen, sowohl Unterwanderung als Überschiebung, im Grunde aufeinander zustreben. Sie enthalten nach ihrem Wesen die Tendenz, sich der Gebiete, in die hinein sie sich vortasten, vollkommen zu bemächtigen. Am Ende einer völlig geglückten Unterwanderung stände das Aufhören, das Aufgesogenensein der Unterwanderten, am Ende einer ebensolchen Überschiebung das Verschwinden, das Zerdrücktsein der Überschobenen. Im äußersten theoretischen Ziel fallen also beide Bewegungen in Eins zusammen, was ihre Polarität wiederum deutlich macht.

Es sind in der Wirklichkeit genug Fälle zu finden, die völlig gelungene Überschiebung

und Unterwanderungen beispielhaft darstellen. Die Einwanderung der Europäer nach Nordamerika vollzog sich als eine Überschiebung der roten durch die weiße Rasse, bei welcher die erstere schließlich bis auf geringe Reste zermalmt wurde. Von Anfang an, obgleich in den ersten Jahrzehnten und Jahrhunderten die Zahl der Weißen geringer war als die der Roten, trug die Bewegung nie den Charakter der Unterwanderung; denn bis auf wenige Ausnahmen war sie stets bereit, Gewalt anzuwenden, distanzierte sich im Tun und Denken energisch von den Roten, trat ihnen gegenüber als geschlossene Front auf (mögen auch bei Streitigkeiten unter den Weißen die Roten häufig als Bundesgenossen beider Parteien benutzt worden sein) und war von Anbeginn von dem Willen beseelt, sich zur Herrschaft über Land und Ureinwohner aufzuwerfen; wenn diese sich nicht überschieben lassen wollten, so mußten sie eben vernichtet werden. Hier wurde also eine Überschiebung bis zur letzten Konsequenz geführt: Die Überschobenen wurden ausgelöscht.

Ein weiteres Beispiel für eine bis zum radikalen Ende getriebene Überschiebung finden wir im östlichen Südafrika. Dort machte sich vor mehr als hundert Jahren der Stamm der Sulu unter seinem Häuptling Tschaka auf, sämtliche Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Eine neue Taktik des Gefechts (geschlossener Sturmangriff mit kurzem Stoßspeer gegenüber der alten zerstreuten Kampfweise mit dem Wurfspeer) ließ die Sulu-Heere zu übermächtigen Eroberern werden. Ganze Stämme verschwanden von der Bildfläche Südafrikas; die wenigen Überlebenden wurden in die Sulu-Heere eingereiht. Die Bevölkerung des östlichen Südafrika bis in die Gegenden südlich des Äquators wurde völlig umgeschichtet. Die Überschiebung vollzog sich in einigen Bezirken so gründlich, daß sie menschenleer zurückblieben, nachdem in späteren Jahren die Sulu wieder abzogen; bis auf den heutigen Tag sind einzelne Räume nicht wieder besiedelt worden.

Das vielleicht extremste Beispiel für eine Überschiebung mit tödlichem Ausgang für die Überschobenen bildet Tasmanien, heute der südlichste Staat des Australischen Bundes, dem Festlande als Insel vorgelagert. Die Überschiebung der niedrigstehenden und zum Widerstand kaum befähigten Ureinwohner durch englische Einwanderer endete mit der völligen Ausrottung der Tasmanier. Die letzte ihres Stammes, Lalla Rookh oder Trucamini, starb im Jahre 1876 in London.

Schließlich vermag man auch im Werden des Japanischen Reiches eine gelungene Überschiebung zu erkennen. Von Süden her, aus Kyushu, springen die Japaner zunächst nach Yamato, der Halbinsel östlich vom heutigen Nara und Osaka auf der Hauptinsel Hondo, und schieben sich von hier über die Ainu-Urbevölkerung, die sie teils in sich aufnehmen, wie an gewissen bärtigen Typen im japanischen Volk noch heute erkennbar ist, teils nordwärts verdrängen. Jetzt finden sich nur noch auf Jesso (Hokkaido) und noch weiter im Norden auf Karafuto (Sachalin) geringe Reste der Ainu-Bevölkerung.

Beispiele für radikal gelungene Unterwanderungen sind nicht mit gleicher Leichtigkeit zu entdecken wie solche der Überschiebung; denn Unterwanderungen vollziehen sich ihrer Natur nach lautlos, oft unbemerkt, gewissermaßen schleichend, neigen also ihrer Art nach nicht zu gründlichen Lösungen.

Jedoch gibt es einige Beispiele, etwa Haïti. Diese Insel der Großen Antillen wurde am 6. Dezember 1492 von Columbus entdeckt. In den Goldminen der Spanier, die sich als Herrenvolk über die Ureinwohner schoben, wurden die Indianer schnell verbraucht; auch vierzigtausend Kariben von den Bahamas reichten nicht aus, den Bedarf an Arbeitskräften zu decken. Die Spanier begannen also, Negersklaven aus Afrika einzuführen, in welchen die Reste der Einheimischen bald bis auf ganz geringe Bestandteile aufgingen. Haïti wurde also fortlaufend von Negern unterwandert; der Tatbestand wird nicht dadurch verändert, daß die Schwarzen nicht aus eigenem Antrieb ins Land kamen. Angeregt durch die Gedanken der französischen Revolution, brach die Sklaven-Bevölkerung durch die dünn und schlaff gewordene Decke der weißen Herrschicht (Spanier und Franzosen) und errichtete nach wirren, blutigen, wechselvollen Kämpfen der Farbigen gegen die Weißen, der Neger gegen die Mulatten, der Neger und der Mulatten untereinander um die Herrschaft in den einzelnen Inselteilen und um die Herrschaftsfolge einen wenigstens offiziell unabhängigen Staat,

in welchem kein Weißer mehr eine Rolle spielt. Heute allerdings schieben sich die Nordamerikaner wieder über das Land. Die in zwei Jahrhunderten sich vollziehende Unterwanderung der weißen Herrschaft durch schwarze Sklaven mündet also zuletzt in ein 'schwarzes' Staatswesen aus, in dem nur noch die vielen Mulatten an die einstigen 'Unterwanderer' erinnern.

Eine Unterwanderung, die ebenfalls auf die Dauer zu einer vollkommenen Aufsaugung der Unterwanderten geführt hätte, wenn sie nicht von außen durchkreuzt worden wäre, vollzog sich in unserer Zeit in der früheren Mandschurei. Als mit dem Sturz der Mandschudynastie die Schranken fielen, die bis dahin die Mandschurei gegen das eigentliche China abgeschlossen hatten, begannen Chinesen aus Schantung und anderen verelendeten Provinzen des Nordens einzeln und in kleinen Gruppen in die mandschurischen Steppen als bescheidene Ackerbauer und Kulis vorzudringen; aus dem langsamen Sickern wurde bald ein Strom. Heute stehen 4—6 Mill. Mandschu bereits 36—38 Mill. Chinesen gegenüber; die anfängliche Unterwanderung hat sich in eine gewaltige Überflutung verwandelt. Bevor die Mandschu völlig aufgesogen waren, schoben sich allerdings die Japaner machtvoll über beide Bevölkerungssteile. Ihnen haben es die Mandschu zu verdanken, daß sie an der Herrschaft über ihre alten Stammsitze wieder wesentlich teilhaben. Wir sehen hier beide Erscheinungen, Unterwanderung und Überschiebung, in reiner Form fast gleichzeitig auftreten.

Die Chinesen scheinen ihrer Natur nach eine besondere Begabung für Unterwanderung zu besitzen. Still und bescheiden tauchen sie hier oder da auf, wo billige Handarbeiter gebraucht werden; ihre Zähigkeit ist unübertrefflich; unablässig strömen sie nach, jeden Umsinkenden durch zwei oder drei Frische ersetzend. Ohne viel Aufhebens vermögen sie, das Bevölkerungsbild mancher Landstriche völlig auf den Kopf zu stellen; in wenigen Jahrzehnten bilden sie überlegene Massen, gegen die das Häuflein der Unterwanderten längst nicht mehr aufkommt. So geschah es zum Beispiel in Schonan, dem früheren Singapur. Ursprünglich als malaiische Stadt auf malaiischem Boden gegründet, wurde es anfangs von Indern unterwandert; bald jedoch traten diese vor den Chinesen zurück. Heute ist Schonan zu achtzig Prozent chinesisch; von dem Rest gehört nur noch ein kleiner Teil dem malaiischen Volkstum an; die übrigen sind indischer Abstammung. Hier hat sich also eine Unterwanderung unter die andere geschoben, sie schließlich mit den ursprünglich Unterwanderten beiseite geschwemmt. Ebenso wie in der Mandschurei vollzieht sich jetzt in Schonan eine japanische Überschiebung.

Eine ganz echte Unterwanderung läßt sich auf den Fidji-Inseln feststellen. Der Zuckerrohr-Anbau auf den Inseln erforderte große Mengen genügsamer Arbeiter. Die melanesisch-polynesischen Fidji-Insulaner zeigten keine große Begeisterung für die schwere Arbeit auf den Zuckerrohr-Pflanzungen. Also warb man in Indien Kulis an. Die Inder kamen, sparten ihre Löhne und verlegten sich, wenn sie ihre Arbeitskontrakte erfüllt hatten, auf den Kleinhandel; wenn ihnen das Kaufen und Verkaufen Erfolg brachte, so rückten sie zu Geldverleihern auf, betrieben ihre Geschäfte in größerem Stil oder pachteten kleine, dann größere Farmen, erwarben sie schließlich. Inzwischen waren neue Ladungen indischer Kulis eingetroffen, von denen viele den gleichen Aufstieg nahmen. Heute halten sich an Zahl Inder und Eingeborene auf Fidji bereits die Waage, wobei die Eingeborenen noch einen kleinen Vorsprung besitzen (85 000 Inder auf etwa 95 000 Eingeborene). Die Inder bilden jedoch den weitaus intelligenteren und beweglicheren Bevölkerungsanteil. Zweifellos werden sie die Fidji-Insulaner in absehbarer Zeit auch an Zahl übertreffen, nachdem sie sie an wirtschaftlicher Bedeutung längst überflügelt haben. Am Beispiel Fidji lassen sich so Wesen, Verlauf und Folgen ungehinderter Unterwanderung wie an einem Musterexperiment vorzüglich studieren.

Interessanter noch als Fidji — und mit seiner Vielzahl von Unterwanderungsschichten an die zahlreichen Überschiebungen Nordafrikas erinnernd — stellt sich uns eine andere Südsee-Insel, nämlich Hawaii, dar. Auch hier erzwang der Anbau von Zuckerrohr die Einfuhr fremdbürtiger Arbeiter, welche die stolze polynesishe Urbevölkerung langsam aber sicher in den Hintergrund drängten. Als Hawaii noch von seinem eingeborenen Königshaus regiert wurde,

strömten als Erste Chinesen ins Land, da die Hawaiianer die Arbeit auf den Plantagen verachteten. Die Zahl der Chinesen wurde so schnell, daß sowohl die Hawaiianer als auch die weißen Pflanzler es mit der Angst bekamen, die chinesische Unterwanderung könnte alles andere verschlucken. Für die Chinesen bedeutete die Plantagen-Arbeit nur das Sprungbrett zur wirtschaftlichen Selbständigkeit. 1885 wurde ihre weitere Einwanderung unterbunden. Man holte sich Portugiesen aus Madeira; sie gingen den gleichen Weg wie vor ihnen die Chinesen. Als nächste Welle drängten die Japaner nach. Von etwa 1900 ab wanderten die bescheidenen, fleißigen kleinen Leute ein, bald überflügelte die Zahl der Japaner die aller anderen Rassen; bis 1906 setzten sie die Unterwanderung der Hawaiischen Inseln ungehindert fort. Dann meldete sich bei den anderen abermals die Furcht, Hawaii würde im Handumdrehen japanisch werden. Die japanische Einwanderung wurde also abgedrosselt; zwar hörte sie nicht völlig auf, bestand aber im Wesentlichen nur noch aus ‚Bilderbräuten‘, aus Mädchen, die sich die japanischen Arbeiter nach Fotos als zukünftige Ehefrauen aus der Heimat nachkommen ließen. Die Japaner brauchten bei ihrem Fleiß nicht lange auf den Plantagen zu arbeiten; sie rückten bald in bessere Berufe auf. Ihnen folgten Porto-Ricaner von den Großen Antillen; die Erfahrungen, die man mit diesen vielfach gemischten Leuten machte, waren denkbar schlecht; man verfiel auf Koreaner. Als letzten Schub lud man schließlich Filippinos ins Land. Man ist also den Gefahren der einen Unterwanderung dadurch begegnet, daß man sie rechtzeitig durch eine andere ablöste. Jede Schicht wurde durch die nächste im sozialen Stande gehoben. Koreaner und Filippinos bildeten also vor diesem Kriege die untersten Rangstufen.

Ein sehr aufschlußreiches Beispiel gefährlicher Unterwanderung bietet New-York. Bis etwa 1890 überwog die Einwanderung aus mittel- und nordeuropäischen Ländern bei weitem. Dann setzte der Zustrom aus den ost- und südeuropäischen Ländern ein. Wenn auch viele der Einwandernden in der großen Stadt am Hudson hängen blieben, so zogen doch die meisten weiter nach Westen. Die bis annähernd zur Jahrhundertwende vorwiegend nordisch bestimmte Bevölkerung der sich entwickelnden Industrie-Staaten, etwa Pennsylvanias, wurde slawisch unterwandert. New York aber erlebte eine Unterwanderung durch meist ostjüdische Elemente, die in wenigen Jahrzehnten die Stadt zur größten Judensiedlung der Welt machten. Unter den rund sieben Millionen Einwohnern New Yorks zählt man heute etwa zwei Millionen Bekenntnis-Juden; wie groß die Zahl der ‚Assimilierten‘, der getarnten Juden und der Mischlinge in der Stadt beträgt, läßt sich nicht abschätzen. Aber man dürfte der Wahrheit wohl mit der Behauptung ziemlich nahe kommen, daß heute annähernd jeder zweite New-Yorker jüdisches Blut in seinen Adern trägt.

Außerdem offenbart sich hier, daß die Begriffe ‚Unterwanderung — Überschiebung‘ ihre Korrelate in geistigen Bezirken besitzen (wie dies im vorigen Heft auch an den Begriffen ‚Brückenkopf‘ und ‚Wachstumsspitze‘ zu zeigen versucht wurde). Denn neben der schleichenden jüdischen Unterwanderung der größten Stadt der Erde vollzog sich eine Unterwanderung, eine Aushöhlung der seelischen und geistigen Haltung der bis dahin im Wesentlichen aus Nord- und Westeuropäern zusammengesetzten Bevölkerung. Die jüdische Geisteshaltung setzte sich mit List und Gewalt in einem Maße durch, daß man eher von einer Überschiebung des nordeuropäischen Elementes durch das Jüdische sprechen muß als von einer Unterwanderung. Diese vollzog sich in den physischen Bereichen, jene aber in den psychischen, wodurch sich im Endergebnis die ursprünglich reine Unterwanderung in eine immer vollständiger sich durchsetzende, weit über die Grenzen New Yorks hinausstrahlende Überschiebung durch die Juden verwandelte.

Daraus ist abzulesen, daß unter bestimmten Umständen, besonders wenn geistige Kräfte zu Hilfe kommen, die Unterwanderung in eine Überschiebung umschlagen kann. Die Unterwandernden bemächtigen sich mit der Zeit unbemerkt der Mittel der noch vorherrschenden Schicht, setzen sich kraft größerer Tatkraft, List oder Skrupellosigkeit, schließlich auch Zahl gegenüber den Unterwanderten durch und kehren das ursprüngliche Verhältnis am Ende um. Natürlich gelingt dies dort am ehesten, wo die Unterwanderten schon von sich aus in der Zersetzung begriffen sind.

So erschienen die Germanen im alten Rom zunächst — nachdem ihre gewaltsamen Einfälle abgeschlagen waren — als Kriegsgefangene; sie wurden zu Sklaven gemacht. Später füllten sie die Reihen der Legionen als römische Söldner, wenn sie ausgedient hatten manche Landstriche als Siedler. Schließlich stellten sie die Feldherren und wurden für Jahrhunderte zu ‚Kaisermachern‘. Zuletzt aber wurden die abgesunkenen Teile des einstigen römischen Weltreichs, zumindest in seiner westlichen Hälfte, von geschlossen auftretenden germanischen Stämmen überschoben. Auch hier also wird die ganze Skala von tröpfelnder Unterwanderung bis zu großartiger, gewaltsamer Überschiebung durchlaufen. (Alarich vor Rom!)

Auch die Umkehrung dieses Weges hat sich oft genug vollzogen: Überschiebungen schwächten sich mit der Zeit ab; die Überschobenen sogen die Eroberer auf und brachten sie zum Verlöschen. Insbesondere war China von jeher ein „Meer, das alle Flüsse salzig machte“. Wenn aus den Hochsteppen im Westen des eigentlichen China sich nomadische Reitervölker erobernd über das Reich der Mitte schoben, so verfielen die Überwältiger meist schon nach wenigen Generationen der saugenden Kraft des chinesischen Volkstums; die Trennungslinien wurden verwischt, aus den erobernden Mongolen wurden Chinesen, die Überschiebung wurde ‚auf kaltem Wege‘ unwirksam gemacht. So erging es den Mongolen, die unter Kublai-Chan China bezwangen und die Jüan-Dynastie begründeten (1260); nicht anders den Mandschu, die 1644 die Tatsing-Dynastie begründeten und bis in unsere Tage (1911) China regierten. Die Überschiebungsschichten wurden hier von der stärkeren Geistigkeit und höheren Kultur der Überschobenen angeglichen und eingeschmolzen.

Überschiebungen scheinen sich auf die Dauer nur dort als lebenskräftig zu beweisen, wo ihre Träger ein höheres menschliches Niveau besitzen als die Überschobenen und von starkerem Willen beseelt sind. Unterwanderungen setzen sich nur dort durch, wo die Unterwandernden von größerer Zähigkeit und zugleich von höherer Intelligenz und Beweglichkeit sind als die Unterwanderten. Als Beispiele für das erstere mag noch die jahrhundertelange Vorherrschaft des deutschen Adels und Bürgertums in den baltischen Staaten dienen; als Beispiel für das zweite das Deutschtum in den brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und São Paulo.

*

Mit diesen wenigen Hinweisen sind die Begriffe Unterwanderung-Überschiebung nicht annähernd erschöpft. Insbesondere bedürfte es einer genauen Untersuchung ihrer Parallelen im Geistigen. Auch müßten die geopolitischen Bedingungen dieser vorwiegend der Ethnopolitik angehörenden Erscheinungen sorgfältig untersucht werden. Denn der Charakter beider Bewegungen ist ein anderer, wenn er in einem Raum vor sich geht, der dem der vorwiegenden wesensähnlich oder gleich ist, ein anderer, wenn er sich in einem völlig verschiedenartigen vollzieht. Die Dauerhaftigkeit der Bewegungen und ihre Folgen sind ebenfalls von den Räumen abhängig, in denen sie sich abspielen. Insbesondere kommt es hier darauf an, wie weit es den Unterwandernden oder Überschiebenden gelingt, in dem neuen Boden zu verwurzeln. Werden sie nicht in irgendeiner Weise bäuerlich oder feudal sesshaft, bleiben sie nur in den Städten oder in bodenvagen Berufen (Kaufleute, bloße Beamte und Berufssoldaten, gewisse Handwerker usw.) hängen, so schweben die neuen Schichten stets in Gefahr, eingeschmolzen oder abgeschüttelt zu werden. Erst wenn sie in der Erde selbst Wurzel geschlagen haben, dürfen sie auf dauerhaften Bestand rechnen. So erscheint der große Reichtum des ganzen Fragegebietes zunächst kaum übersehbar und harret noch den ordnenden und ackernden Hand.

Zweifellos aber bieten Begriffe wie die hier behandelten eine unendliche Fülle von Anregungen und vermögen tiefe Einblicke in die Gesetzmäßigkeit und Gestalthaftigkeit ethnopolitischer Vorgänge zu eröffnen, indem sie die verwirrende Vielfalt der Erscheinungen klären helfen wie Scheidewasser eine trübe Flut.

FRANK H. SCHMOLCK

Das Judenproblem in Iberoamerika

Die jüdische Einwanderung nach Iberoamerika ist eine Erscheinung der neueren und neuesten Zeit. Sie begann, als der Welthandel sich der iberoamerikanischen Länder bemächtigte und nordamerikanisches Bankkapital Anlage in Iberoamerika suchte.

Bis vor einem Jahrzehnt der Exodus der Juden aus Mitteleuropa begann, war die jüdische Einwanderung nach Iberoamerika familienweise individuell. Während der große Strom der Ostjuden nach Nordamerika floß, zerteilte sich der Zufluß nach Iberoamerika in mehrere Rinnsale: Juden aus Polen, Rußland, dem Balkan und der Levante — von den amerikanischen Juden als die ‚armen Leute‘ bezeichnet — wandten sich vorzugsweise nach Argentinien. Ein Teil davon zweigte nach Uruguay ab, Ausläufer erreichten die Antillen und Mittelamerika. Daneben ging ein ständiger Zuzug von Juden aus Frankreich, Deutschland, Ungarn, Rumänien vor sich, die sich auf die Hauptstädte fast aller iberoamerikanischen Länder verteilten. Sie brachten meist Geschäftsverbindungen, Geld oder Ware mit. Schließlich kamen in zunehmendem Maße Juden aus den USA. als Angestellte, Reisende, Verkäufer, Agenten oder Filialleiter nordamerikanischer Unternehmungen nach Iberoamerika, die sich zum Teil selbständig machten oder die Geschäfte ihrer Auftraggeber ausbauten. Die beiden letzteren Gruppen bildeten dann innerhalb der jüdischen Kolonien die Oberschicht, die den jüdischen Zusammenhalt förderte, die finanziellen Lasten der Errichtung von Synagogen, der Unterstützung armer Glaubensgenossen und den Schutz der jüdischen Gemeinschaften übernahm. Von ihnen ging natürlich auch der politische Einfluß aus.

Die jüdischen Einwanderer blieben fast durchweg in den Hafen- und Hauptstädten sitzen und betätigten sich vorzugsweise im Klein- und Kommissionshandel. Der Aufstieg auch des Unbemittelten ging wie in Europa — nur schneller — die bekannten Wege vom Hausierer oder Kleiderhändler über die Konfektion zum Ladeninhaber und Warenhausbesitzer, vom Pfandleiher und Wechselkommissionisten über das Hypothekengeschäft und die Grundstücksspekulation zum Bankier, vom Vieh- oder Getreideaufkäufer über die Marktspekulation zum Großhandel und Export, vom Bijouterieladen zum Juwelier und Diamantenhändler, vom Verkaufsgenten zum Importeur und Regierungslieferanten. Wo der Jude in der Industrie auftaucht, geschieht es meist in der Fabrikation für seinen Ladenverkauf oder als finanzieller Teilhaber, also nicht über das Handwerk. In der Landwirtschaft ist er vorübergehend als Tagelöhner und nur ganz selten als Pflanzler zu finden. Wo er Plantagen oder Farmen besitzt, hat er sie in Grundstücksgeschäften erworben und behandelt sie als Geschäftsobjekte, bearbeitet sie aber nicht als Landwirt. Die Entwicklung ist also ganz die gleiche wie in Europa.

Aus dieser Entwicklung erwuchs ein latenter Antisemitismus bei den Einheimischen. Der geschäftige Jude überholte den Kreolen und Mestizen, er übervorteilte Kundschaft und Arbeitskräfte, durch den Zinswucher verfeindete er sich seine Schuldner, Skandale um Spekulationen und Regierungslieferungen taten ein übriges. Hinzu kommt eine rassische Abneigung gegen den Semiten sowohl beim Iberer als auch beim reinblütigen Indianer, die bei letzterem verschärft wird durch ein religiöses Moment: Er sieht in jedem Juden den Judas Ischarioth.

Während der Zeit der ‚individuellen‘ Einwanderung, also bis 1938, waren nach Angaben des American Jewish Committee nach Iberoamerika eingewandert in:

Argentinien . . .	260 000	Uruguay . . .	12 000	Br. Guayana . . .	1 786
Brasilien . . .	40 000	Cuba . . .	7 800	Jamaica . . .	2 000
Chile . . .	3 697	Mexiko . . .	20 000	Curaçao . . .	566
Kolumbien . . .	2 045	Domin. Repbl. . .	55	Portorico . . .	200
Peru . . .	1 500	Haiti . . .	150	Jungfern-I. . .	62
Paraguay . . .	1 200	Venezuela . . .	882	Panama . . .	99
					Zusammen: 354 042

1938 wurde die Aufmerksamkeit Iberoamerikas zuerst auf das Problem der jüdischen Masseneinwanderung gelenkt, als nämlich mehrere Schiffe Tausende jüdischer Auswanderer von Kuba bis Argentinien umherführen und sie nicht loswerden konnten: Kuba, Trinidad, Curaçao, Brasilien, Uruguay und Argentinien verweigerten die Aufnahme.

Von 1933 bis 1943, also in der Ära Roosevelt, sind — wieder nach jüdischen Angaben — über 125 000 Juden in Iberoamerika eingewandert. Wenn man in Betracht zieht, daß die jüdischen Einwanderer nicht mit der indianischen, sondern mit der weißen, kreolischen und allenfalls mestizischen Bevölkerung konkurrieren und daß die wirtschaftlich führende Schicht, in die sie hineinstreben, im ganzen tropischen und subtropischen Amerika recht dünn ist, verstehen wir das Unbehagen gegenüber dieser — nur anscheinend geringfügigen — ‚Infiltration‘. Daß diese Eingewanderten durchweg in den Hafen- und Hauptstädten sitzen, wo z. Zt. ihre Betätigungsgebiete, Klein- und Importhandel, darniederliegen, verschärft die Situation. In Buenos Aires beträgt die jüdische Bevölkerung z. B. bereits 10% der Einwohnerschaft. Der bolivianische Innenminister konnte kürzlich Angriffe der USA.-Presse wegen angeblicher antisemitischer Tendenzen seiner Regierung mit dem Hinweis beantworten, daß lokale Probleme der Konkurrenz im Handel, Erhöhung der Mieten, Verteuerung der Lebensmittel usw. auftreten müssen, wenn eine Stadt wie La Paz mit ihren 60 000 Einwohnern plötzlich die Invasion von 15 000 Emigranten erfährt. Da ein beträchtlicher Teil von ihnen auch noch illegal einwandert, so ist zu verstehen, daß man sich durch Verschärfung der Einwanderungsbestimmungen zu schützen versuchte.

Hierbei traten interessante Komplikationen bezüglich der Nationalitäten-, Rassen- und Religionsfrage auf. Einzelne Staaten, wie Bolivien, verboten rundweg die weitere Einwanderung ‚von Juden‘; andere, die wohl die schwarze und die gelbe ‚Rasse‘ ausschlossen, wagten nicht, dasselbe Verfahren auf die semitische anzuwenden, und schränkten die Quote für ‚Syrer, Libanesen, Palästinenser‘ ein, um wenigstens das Eindringen der levantinischen Juden zu verhindern. Guatemala verbot, um Kommunisten und Ostjuden das Land zu verschließen, die Zulassung von Levantinern, ‚Russen und Polen‘, und setzte sich damit polnischen Reklamationen aus. Für die deutschen Kolonien in den betreffenden Ländern ergab sich das Problem, daß die mit deutschem Paß eingewanderten Juden im Gastland als deutsche Staatsangehörige geführt und überhaupt alle deutschsprechenden Juden als Deutsche gezählt wurden. Ihre Betätigung gegen das nationalistische Deutschland führte zu der Auffassung, daß die deutschen Kolonien und Deutschland selbst in zwei Lager, ‚Nazis und Nichtnazis‘, gespalten seien!

Der Jude suchte natürlich, möglichst rasch die einheimische Staatsangehörigkeit zu erlangen und wurde damit zu einem neuen Problem für die Gastländer: In seiner Kampagne gegen Deutschland gebärdete er sich nun als Einheimischer und Amerikaner. Dabei bestätigt gerade die jüdische Gruppe den amerikanischen Vorwurf, die Einwanderergruppen würden vom Auslande aus geleitet. Der enge Zusammenhang aller jüdischen Gemeinschaften in Amerika untereinander und mit dem alljüdischen Kongreß in New York wird von den Juden auch gar nicht geleugnet, sondern noch unterstrichen, weil sie ja damit die Unterstützung von New York her genießen, die sie in Iberoamerika unantastbar macht. Die Durchsetzung des amerikanischen Freimaurertums und des Rotary-Clubs mit Juden, die Kopplung jüdischer und nordamerikanischer Interessen und die Stützung des Judentums durch die Regierung von Washington haben ihm in Iberoamerika bereits überaus großen Einfluß verschafft und setzen es in den Stand, jede feindliche Strömung im Keim zu ersticken.

Mit Kriegstreiberei und Fünftekolonnenhetze haben sich die Juden in Iberoamerika bei ihrem Washingtoner Verbündeten besonders verdient gemacht. Aus jüdischen Unterstützungen und aus den Fonds der USA.-Gesandtschaften wurde diese Kampagne finanziert, bei der die Beherrschung eines großen Teils der Presse Iberoamerikas und des ganzen Film- und Kinogeschäfts durch die Juden besonders eklatant in Erscheinung trat. Juden stehen in Iberoamerika im Dienste der Botschaften und Gesandtschaften Englands und der USA., des britischen Secret Service und des amerikanischen Intelligence Department als Spitzel, Geheimpolizisten, Detektive, Provokateure (auch der einheimischen Geheimdienste), als Zensoren und Gefangenewarten, als Agenten jeder Art im Rahmen der ‚politischen Verteidigung des Kontinents‘. Ihre Mitwirkung als Kriegstreiber und Deutschenhetzer in zahlreichen von ihnen geschriebenen, inspirierten und lancierten Broschüren und Zeitungsartikeln ist kaum zu hoch zu veranschlagen.

Mit dem wachsenden Einfluß der Juden im Weißen Haus übernahmen die USA.-Regierung und ihre diplomatischen Missionen immer mehr die Rolle der Protektoren des Judentums in Iberoamerika. Auf diplomatischen Druck der USA. hin erhielt die iberoamerikanische Presse Anweisung, Angriffe auf ‚die jüdische Minderheit‘ zu unterlassen, wurde ein Angestellter des argentinischen Arbeitsamtes, der am 1. Mai in seiner Rede auf die jüdische Gefahr hingewiesen hatte, gemäßregelt, wurden iberoamerikanische Antisemiten wegen ‚subversiver Betätigung‘ verfolgt. Die Hauptanstrengung der Regierung Roosevelt ging jedoch dahin, die Grenzen Iberoamerikas für die jüdische Einwanderung zu öffnen. Einzelnen iberoamerikanischen Regierungen wurde die Zahl der zuzulassenden Juden vorgeschrieben und z. B. Bolivien im November 1943 gezwungen, das Einwanderungsverbot für Juden zurückzunehmen. Diese Tatsachen und Zusammenhänge, die längst auch der einfache Mann in den Ländern Iberoamerikas durchschaut, sind gewichtiger als die absolute Einwanderungszahl.

Das Problem des sprunghaft gewachsenen jüdischen Zustroms, der rund 75% der Einwanderung überhaupt umfaßt, liegt in der Unmöglichkeit, diese Art Einwanderer zu assimilieren. Iberoamerika braucht Landwirte und Techniker, also Angehörige von Berufen, die dem Juden nicht liegen. Daran scheiterten bisher alle Kolonisationsprojekte, die von den nordamerikanischen Protektoren für die Juden aufgestellt wurden. Z. B. versuchte bereits vor Jahren der Rotary-Club, die Regierung von Guatemala für ein Projekt der Bewässerung des Llano de la Fragua durch jüdische ‚Kolonisatoren‘ zu gewinnen. Die Regierung von Guatemala lehnte mit der Begründung ab, daß sich diese jüdischen ‚Landwirte‘ in wenigen Jahren alle in der Hauptstadt hinter dem Ladentisch wiederfinden würden. — Später benutzten geschäftstüchtige Yankees den Gebietsstreit von Honduras und Nikaragua um die Mosquitia zu dem Vorschlag, aus diesem Fiebergebiet einen eigenen Staat unter dem Protektorat der United Fruit Co. zu machen und ihn mit jüdischen Emigranten zu besiedeln, zu sanieren und zu kolonisieren. Die Landwirte vom Kurfürstendamm zeigten jedoch kein Interesse für einen solchen neuen Heimatstaat, und auch dieses Projekt blieb in den Anfängen stecken. — Als das Kautschukproblem für die USA. kritisch wurde, tauchte der Plan auf, im brasilianischen Amazonasgebiet ein eigenes ‚interamerikanisches‘ Staatsgebilde zu schaffen und zu bevölkern. Die Juden fanden die ihnen zugedachte Rolle, im Urwald Kautschuk zu zapfen, wahrscheinlich so komisch, daß der Gedanke schnell wieder aufgegeben wurde.

Über die Rolle, die der Jude in Iberoamerika spielen will, gibt der Bericht des Beauftragten des American Jewish Committee, der im Februar 1944 ‚vierhundert Vertretern der fünf Millionen Juden Amerikas‘ vorgelegt wurde, Auskunft. Auf Grund der Ergebnisse einer zehnmonatigen Studienreise wird festgestellt, nicht nur, daß die nach Iberoamerika eingewanderten Juden in der Finanzierung und Ankurbelung von Handel und Industrie Großes geleistet hätten, wofür ihnen die Länder zu Dank verpflichtet seien, sondern auch, daß die Aussichten für die weitere Einwanderung im Großen denkbar günstig wären. Die Chancen, in Handel und Industrie, in freien Berufen und Staatsstellungen unterzukommen, seien geradezu glänzend. Die Versammlung nahm infolgedessen ein Programm von 12 Punkten an, um die Masseneinwanderung von Juden nach Iberoamerika zu fördern. 32 Millionen Dollar sollen für den Antransport und die erste Unterbringung ausgeworfen werden.

Wenn diese Absichten ausgeführt werden, dürfen sich die Iberoamerikaner über zwei Probleme den Kopf zerbrechen: erstens, wo sie die Ankömmlinge unterbringen, und zweitens, wo sie selber bleiben. Der zweite Punkt erhält besondere Beleuchtung durch einen Brief des Präsidenten an Rabbi Wise, den Lenker aller Juden in Amerika, worin Roosevelt versichert, daß der Antisemitismus nicht in das amerikanische Leben und Denken passe und daß er jede antisemitische Einstellung als ‚Hilfestellung für Hitler‘ ansehen werde. Iberoamerikaner, die sich gegen die Zwangseinquartierung von Juden wehren, laufen also Gefahr, von Roosevelts semitischen Häschern ergriffen und wegen ‚antiamerikanischen Antisemitismus‘ aus ihrem eigenen Lande deportiert zu werden. Man kann sich unschwer die gemischten Gefühle vorstellen, mit denen die jüngste Aufforderung Roosevelts an die iberoamerikanischen Staaten, ihre Grenzen den Juden zu öffnen, aufgenommen wurde, zumal die USA. selbst weit davon entfernt sind, den erwarteten Zustrom aus Südosteuropa aufzunehmen.

Das Kastenwesen und die politische Zukunft Indiens

Dem indischen Kastenwesen wird in diesem einigen Fragen der Überschiebung und Unterwanderung gewidmeten Heft besonders breiter Raum gegeben, führt seine Untersuchung doch zu aufschlußreichen Lagern von Leitfossilien in den Tiefenschichten der Geopolitik, Ethnopolitik und Soziopolitik hinab, die auch in sehr alten Kulturböden schwer deutbar und erschließbar sind.

Wir gebrauchen absichtlich Analogien aus der Erdgeschichte, der Geologie, ähnlich wie es in seinen rassenpolitischen Schichtenzeichnungen für Südostasien vor allem Griffith Taylor getan hat. Nicht, als ob wir allen seinen kühnen Schlüssen in „Environment and race“ zustimmen könnten; aber seine Bilder sind packend und erleichtern uns einige Vorbestimmungen zur Festlegung der geopolitischen Begriffe von Überschiebung und Unterwanderung.

Gerade die Anfänge der Kastenbildung scheinen uns eine Schutzvorrichtung für überschobene Herrschichten zu sein, die sich über ein ursprünglich dem eroberten Land besser angepaßtes Rassegefüge hinweglegten — eine Schutzmaßnahme gegen Aufsaugung und Unterwanderung, die beiden Mittel, mit denen die besser dem Klima Angepaßten sich der langsam von ihm überwältigten Fremdlinge erwehren. Dasselbe Problem läßt sich überall an den Wurzeln der großen vom Rumpf Eurasiens vorgeschobenen Halbinseln oder Subkontinente erkennen: gegenüber Europa im Raum zwischen Wolga und dem nahen Ostweg der Germanen; gegenüber dem Nahen Osten namentlich im Iran und im Zwischenstromland (Mesopotamien); gegenüber dem indischen Lebensraum mit so vielen Überschiebungen von Nordwesten und Zentralasien aus; gegenüber dem Alt-Kulturboden Großasiens, der freilich relativ noch am besten gegen die Überschiebungen gedeckt war und vielleicht die größte Unterwanderungskraft besaß. Wie der Verfasser sagt, ist zwar auch in Japan das Kastenwesen beseitigt. Trotzdem kann man feststellen, daß es verdeckt noch weiterlebt. Doch verstand man es im Kreise der „Blüte der Geschlechter“ und der Krieger, die Vertreter geistlicher Herrschaft ferner vom Staatsruder zu halten als in Indien. Geistlich regierte oder Kirchenstaaten pflegten die am schlechtesten regierten von allen zu sein, was der politisch-wissenschaftlich untersuchte Einfluß der Brahmanen auf Indiens Gefüge gründlich beweist, ob sie nun überschoben oder unterwanderten: lehrreich in beidem. Karl Haushofer.

Ist es müßige Laune, in einer geopolitischen Zeitschrift Überlegungen über eine „exotische“ Einrichtung anzustellen, während mit unserem eigenen Volk die ganze Welt vom Drama des gegenwärtigen Krieges gepackt ist? Nun, dieser Krieg hat nicht zum wenigsten auch Indien erfaßt. Er hat den Gangeskontinent, der jedes fünften Erdenbürgers Heimat ist, selber zur Kriegsetappe gemacht; und er wird Indiens Zukunft nicht weniger als die Zukunft der kriegführenden und der europäischen Länder entscheiden. Denn eines ist sicher: Wie immer dieser Weltkampf im einzelnen ausgehen, wie immer er die Erde gestalten mag — das Ende der alten englischen Indienherrschaft wird sein sicheres Ergebnis sein!

Der erste Weltkrieg, 1914—1918, brachte Indien die nationale Volkserhebung und die Durchlöcherung des britischen Wirtschaftsmonopols durch die japanische und us-amerikanische Konkurrenz. Im zweiten Weltkrieg gelangte die Nationalbewegung zu voller Entfaltung. An der Ostgrenze stehen auf indischem Boden die Japaner und die ihnen verbündeten Burmesen und Ostasien-Inder. In Indien selbst haben sich Truppen und Fliegereinheiten der USA. breit gemacht; der „Dollarimperialismus“ mit seinen Pacht- und Leihlieferungen überrennt in souveräner Unbekümmertheit die wankende Barriere der englischen Monopolwirtschaft.

Mit seiner Loslösung aus der britischen Kolonialwirtschaft steht Indien unmittelbar vor dem Problem, seine innere Ordnung selbst zu gestalten. In gewaltiger Aufräumarbeit wird es die unter dem Leichentuch der Pax Britannica konservierten Trümmer überlebter Einrichtungen abtragen und das Baugelände für ein modernes Staatsgebilde bereiten müssen.

*

Die ausgedehnteste und heute noch gewaltigste Ruine der altindischen Welt ist die Kaste. Einige tausend Jahre lang war sie die Alternative zum Staat, die diesen ausschloß und ersetzte. Was ist die Kaste? — „Eine durch gemeinsame, ererbte religiös-soziale Rechte und

lichten zusammengehaltene Genossenschaft, die sich von anderen Kasten vor allen Dingen durch scharf abscheidet, daß mit deren Mitgliedern Heirat und gemeinsames Essen verboten sind“, definiert es Professor Alsdorf in seinem Werk „Indien“.

Leider haben uns bisher weder Alsdorf noch Glasenapp, Schubring oder ein anderer deutscher Indologe ein Spezialwerk über diese merkwürdigste Sozialerscheinung der Erde geliefert. Z. Zt. sind die besten Bücher über das indische Kastenwesen die der Franzosen Sénart und Bouglé. Namentlich die Arbeit des letzteren, „Essai sur le régime des Castes“ (Paris 1935), gibt hervorragende Aufschlüsse über Gesichtspunkte, die wir neben der Abhandlung über „Kastenwesen und Staat“ im ersten Band des Indien-Handbuchs (Kurt Vowinkel Verlag) der folgenden Betrachtung hauptsächlich zugrunde legen.

Wir alle kennen die vier Kasten der Priester (Brahmanen), Krieger (Kschatriyas), Landwirte und Gewerbetreibenden (Waischyas), der niedrigen, ‚unreinen‘ Arbeiter (Schudras) und von allen Kasten gemiedenen Kastenlosen (outcasts) oder ‚Parias‘. Man hat mit Recht in dieser ‚ständischen Ordnung‘ zugleich eine mehr oder weniger klare Rassenscheidung („color line“) erblickt, durch die die verschiedenen Elemente der indischen Bevölkerung gesellschaftlich voneinander getrennt werden. Tatsächlich heißt eine der Bezeichnungen für die Kasten „Varna“ = Farbe. Dieses Schema der rassischen Abstufung bzw. des Grades der Blutsreinheit der einzelnen ‚Stände‘ entspricht der brahmanischen Theorie. Ob es jemals in der geschichtlichen Wirklichkeit durchweg wirksam war, ist ungewiß. Sicher ist, daß heute das Schema der vier Hauptkasten kaum noch etwas bedeutet. Die Grundtatsache des Kastensystems besteht in einer unerhörten Spezialisierung der erwerbstätigen Bevölkerung in über 2 Millionen Kasten und Unterkasten, über denen hoch erhaben die Kaste der Brahmanen mit ihren etwa 2 Millionen Angehörigen steht. Theoretisch sind alle Brahmanen gleich. Praktisch zerfallen sie nach Landsmannschaft, Tradition, Tönung der Hautfarbe in Hunderte von Gruppen. In der ältesten arischen Zeit war der Brahmane ein Dichter und Seher, dann Priester, Schriftführer und Kenner des komplizierten Opferrituals, dessen Amt später erblich wurde und schließlich im Range Krieger und Könige überragte. Der Brahmane bekam das Bildungsmonopol. Da alles hinduistische Gesetz religiöses Gesetz ist, so ist der Brahmane Rechtsstifter und Gesetzgeber. Er selbst steht gewissermaßen über dem Gesetz. Kenntnis der heiligen Bücher und Überlieferungen (Veden) und Befolgung der strengsten Ritualvorschriften — Meidung der Blutsvermischung, Befolgung des Speiserituals — sind seine Qualifikation. Übrigens führen keineswegs alle Brahmanen „die königliche Existenz des religiösen Lehrers und Zeremonienmeister“ (Bouglé). Sie können Gutsbesitzer oder Bauern sein, sich als Handwerker, Künstler oder Schreiber betätigen — ihr Rang und ihr Respekt bei den anderen Kasten der ersten der misera plebs bleibt ihnen. Die Art, wie der Brahmane einer anderen Kaste übertritt, bestimmt im Zweifelsfalle deren Rang unter den übrigen. Nicht nur das sagt der Hinduismus, sondern auch der Christentum, und das ist im allgemeinen richtig. Wenn ein Stamm von Ureinwohnern im waldigen Zentralindien die brahmanische Autorität anerkennt, so wird er in die hinduistische Gesellschaft aufgenommen und kann sich als Kaste etablieren. Er muß bestimmte Kastenbräuche und Riten achten, braucht aber seinen bisherigen Göttern oder Götzen nicht abzuschwören. Denn der Hinduismus ist keine Religion im Dogmensinne. Er besteht nicht aus Lehrsätzen, sondern aus Ritus und Brauch. Ebenso im Jahrtausendwandel viele Völker nach Indien strömten, aber keines wieder herauskam, weil jede noch so fremde Idee in den Hinduismus, doch keine entweicht ihm wieder! Nicht Dogma, sondern Toleranz und Elastizität ist die Stärke des Brahmanismus. Zur Aufhebung eines Dogmas fehlt — seltsam genug! — diesem unheimlich gewaltigen geistlichen Herrschaftssystem sogar die Organisation, fehlen die Organe, das Oberhaupt. Das ist der wertvolle Unterschied zwischen dieser einzigartigen Theokratie und dem Jesuitenorden der mittelalterlichen Geistlichkeit des Abendlandes. Die Brahmanen sind kein Orden, es fehlt ihnen jeder technische Zusammenhang. Und umgekehrt: Dem zölibatären Klerus des Abendlandes fehlt die Erblichkeit und die blutsmäßige Abzirkelung seiner Mitglieder. Die Kirche kann den Plebejer, den ‚Paria‘, zur höchsten Amtswürde erheben. Keine Macht der Welt aber vermag, einen Brahmanen zu machen.

Ein Kastensystem und einen hierarchisch erhobenen, mit abgabenfreien Grundbesitz ausgestatteten erblichen Priesterstand hatte z. B. auch das alte Ägypten, aber seine Mitglieder wurden vom Pharao nach

Willkür ein- und abgesetzt. Niemand kann einen Brahmanen absetzen — es sei denn, daß ihn seine eigene engste Gruppe schwerer Vergehen wegen ausstößt und damit praktisch zum Tode verurteilt.

Über den theokratischen Anlauf der abendländischen Kirche siegte der weltliche Staat — der Brahmane hingegen siegte endgültig über alle Königreiche, die je über Indien hinweggingen. „Die Suprematie der Brahmanen ist der Angelpunkt des ganzen Kastenwesens und ein bestimmender Grundzug der ganzen indischen Kultur und Geschichte“, schreibt Alsdorf. ‚Nacktphilosophen‘ — γυμνοσοφιστοὶ — nennt Plutarchs Alexanderbiographie die Weisen von Hindostan in ihrer extensiven Barfußigkeit. Nietzsche sah in der Brahmanenherrschaft die Verwirklichung von Platons Philosophenrepublik. Jede falls bestand die bisherige Einheit des unstaatlichen Indien in der universellen Gültigkeit des brahmanischen Kulturideals. Dafür aber hat das Brahmanentum in seinem Herrschaftsinteresse das ganze Hinduvolk aufgespalten, spezialisiert und hierarchisch eingestuft. Damit gelangen wir zur Betrachtung des Kastenwirrwarrs unterhalb dieser geistlichen Aristokratie.

*

Das Vierkasten-Schema hat im heutigen Indien keine Geltung mehr. Vielmehr sehen wir auf der einen Seite das Brahmanentum, auf der andern die Masse der 300 Millionen geringeren Hindus, die in mehr als 2 Millionen Kasten und Unterkasten eingeordnet sind. Es gibt im heutigen Indien weder eine einheitliche Kaste der Kschatriyas noch eine der Mahischyas oder der Schudras. Jede Kaste ist eine Gemeinschaft von Familien, die eine gemeinsame Abstammung hat oder zu haben behauptet — nicht in dem engen Sinne der Sippe oder des Clans, sondern im weiteren Sinne eines Stammes. Daher ist die Kaste endogam, d. h. Heiraten dürfen und müssen innerhalb der gleichen Kaste stattfinden. Die engere Verwandtschaftsgruppen innerhalb der Kaste, die ‚Gotras‘, sind exogam — ihren Mitgliedern ist wegen des nahen Blutsverwandtschaftsgrades die Heirat untereinander verboten. Außerdem ist dem Kastenhindu auch das gemeinsame Mahl mit dem Angehörigen einer anderen Kaste verboten. Dazu kommen zahlreiche andere Bräuche und Riten. Allen Kasten gemeinsam ist die unbedingt religiöse Grundlage und vor allem die Respektierung der brahmanischen Autorität. Im übrigen sind die meisten Kasten Vereinigungen der Angehörigen desselben Berufes. Vielseltener ist, daß eine Kaste durch einen besonderen gemeinsamen Kult entsteht und zu einer Sekte wird oder aus Ortsveränderung hervorgeht. Die berufliche Tätigkeit der Kaste hängt meist mit ihrer rassischen Zugehörigkeit zusammen. Bauernkasten von Madras und Bengale zeigen oft den mongolischen Typ, während die Handwerker zu den Drawiden (den vorarischen Kulturträgern Indiens) gehören. Dennoch ist die Kastenhierarchie keineswegs eine unbedingte Rassenhierarchie. Auch die Brahmanen z. B. sind nicht durchweg Arier — können es gar nicht sein; denn das Ariertum hat in größerer Masse den südlichen Teil von Indien nie erreicht. In Südinien und oft schon in der Radschputana bildete sich das Brahmanentum aus Häuptlingen und führenden Schichten der vorarischen Einwohner. Die Hierarchie der Berufskasten richtet sich zumeist nach der Einschätzung des betreffenden Gewerbes. Die Jäger stehen kastenmäßig niedrig, schon weil sie den Ureinwohnern angehören. Der Bauer gilt mehr als der Jäger, der Handwerker gilt weniger oder mehr als der Bauer je nachdem sein Gewerbe der Vor- oder Nach-Metallzeit angehört. Der neue Beruf läßt eine neue Kaste entstehen, und es liegt nahe, daß diese höher steht als die alte Kaste, da sie sich von dieser infolge größerer persönlicher Eignung oder rassischen Privilegs ihrer Mitglieder abhebt. Doch wird diese Regel von zahllosen anderen Gesichtspunkten durchkreuzt. Althantierungen mit Unrat und unreinen Stoffen sind Sache der ‚Parias‘, die ein unsäglich elendes Dasein am Rande der Kastendörfer führen.

Man hat das Kastenwesen den Bazillus der indischen Erde genannt — wir werden später sehen, wie dieses wuchernde Gewächs gerade in dieser Erde seine Lebensbedingungen finden mußte. „Wie die alte Zunft regelt und überwacht die Gewerbe- und Berufskaste alle Angelegenheiten der Beschäftigung, des wirtschaftlichen und sittlichen Verhaltens ihrer Mitglieder“ — sie ist „zusammen mit Dorf und Sippenverband ein kommunalwirtschaftlich Selbstverwaltungskörper, eine Art theokratischer Miniaturstaat mit Gesetzgebungs-, Polizei- und Richterfunktionen, und eine Institution der kollektiven Selbsthilfe und Fürsorge mit dem Zweck der Unterstützung und Sicherung des Einzelnen“. Sie ist in dieser Beziehung eine petrifizierte Zunft. — „In religiöser Beziehung ist das Kastensystem ein Bestandteil der

eelenwanderungsglaubens und dadurch eine im tiefsten Seelengrund des Volkes verankerte Einrichtung, gegen die ein Aufbäumen noch über den Tod hinaus in einem künftigen Leben erhängnisvoll sein würde“ (Indien-Handbuch Bd. I, S. 156/57).

Von der Klasse unterscheidet sich die Kaste grundlegend. Die Klasse ist ein politisches und dynamisches, historischen Wandlungen unterworfenes Gebilde. Ihre Angehörigen haben einen blutsmäßigen Zusammenhang. Die Klassen fließen ineinander. Die niedere strebt nach den Vorteilen der höheren. Der Hindu dagegen ist stolz auf seine eigene ihm durch Geburt und Religion zugewiesene Kaste, die anderen kümmern ihn gar nicht, er weiß meist wenig von ihnen wie der ahnungsloseste Europäer, und die Mitglieder einer Kaste protektieren, wenn die englische Volkszählung sie irrtümlich einer höheren zurechnet.

An Allgewalt über Individuum und Gesellschaft, an Starrheit, Ausschließlichkeit und Absolutheit der religiösen Untermauerung hat die indische Kaste auf der Welt nicht ihresgleichen. Indessen besteht ihre Einzigartigkeit nur in dem Grad ihrer Vollendung, ihrer schließlichen Überspitzung und ihrer unerlöschlichen Dauer. Die Elemente des Kastenwesens dagegen finden wir in den Gesellschaftsverfassungen vieler Zonen und Zeiten: in Ägypten, bei den alten Griechen und Römern, in Peru und Abessinien, im deutschen Mittelalter, in Japan, bei den slawischen Völkern und selbst in der modernen westlichen Zivilisation (als sozialen Dünkel, Spezialisierungstendenzen, Horror vor ‚Messalliancen‘ usw.). Es liegt ihm also zweifellos eine allgemeinemenschliche Neigung zugrunde.

Die altrömischen gentes in ihrer Frühzeit waren eine Kaste: gottesdienstliche Verbände und Personen gleicher Abstammung, vereint durch Herd und Kult, Absonderung von Patriziern und Plebejern nicht nur aus sozialen, sondern auch aus rassischen und rituellen Motiven, Verbot des connubium und ursprünglich auch der Kommensalität mit Fremden. Aber diese Ordnung hat sich nicht zum Kastensystem verfestigt, sondern aufgelöst in der Reichsentfaltung und in sozialen Kämpfen. Und wiederum kannte das späte Rom die Kaste in Gestalt der Zwangskorporationen. Diese jedoch waren eine unlebendige, technisch-administrative Institution am Ende des Imperiums. Näher liegt der Vergleich der Kaste mit Feudalismus und Zunftordnung des Mittelalters. Allein der feudale Rang war an vergänglichem, durch Eroberung, Vertrag, Absetzung veränderlichen Bodenbesitz geknüpft. Die Zunft freilich war, gleich der Kaste, nicht nur Berufsvereinigung, sondern auch religiöse Korporation mit eigener Rechtssetzung, gegenseitiger Hilfe, Sittenpflege und einer bis ins Privatleben reichenden Disziplin. Jedoch die Zünfte statteten die Heirat untereinander, ließen Außenseiter als Lehrlinge zu, bildeten Koalitionen, waren in ihrer Gesamtheit das Rückgrat der Stadtgemeinde und wurden dadurch Vorläufer der modernen Wirtschafts- und Sozialentwicklung. Japan endlich hatte ein regelrechtes Kastensystem (in dem der Krieger der erste, der Priester und Gelehrte der zweite, der Händler der letzte Stand war), es hatte sogar seine „Parasiten“. Aber diese Ordnung war an Tiefe und Intensität nicht mit der indischen zu vergleichen; sie wurde beim Eintritt Japans in die moderne Welt vor achtzig Jahren weggefeht.

*

Eine gesellschaftliche Organisationstendenz, die auf allgemein menschlichen Instinkten beruht und in fragmentarischen und vorübergehenden Formen in vielen Ländern in Erscheinung trat, hat in Indien eine allumfassende, allmächtige und scheinbar für die Ewigkeit bestimmte Gesellschaftsgestaltung herbeigeführt. Diese Macht und Dauer der indischen Kaste ist aber kein Zufall, vielmehr der eindeutigste, interessanteste Ausdruck geopolitischer Bedingungen der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch. Flußtäler und Urwälder, Sonnenhitze und Monsunwolkenbrüche, Tiger, Schlangen und Moskitofliegen, Tropenflora und tropische Nächte, das arabische und das bengalische Meer, der eisgekrönte Himalayariese und seine engen Gebirgspässe haben an dieser geopolitischen Menschheitsformung ihren Anteil (s. a. „Kastenwesen und Staat“ im Indien-Handbuch). Wir wissen heute, daß die vor 4 oder 5000 Jahren eingewanderten Arier die Kasten nicht ‚geschaffen‘, sondern ihnen ihre spätere Gestalt und brahmanische Prägung gegeben haben und daß die Repräsentanten der älteren indischen Kultur, die Drawiden, auch ihre Kasten hatten — sicherlich ebenfalls mit der doppelten, metaphysischen und wirtschaftlich-sozialen, Zwecksetzung.

In anderen Ländern hat sich der Mikro-Organismus des Kastenverbandes in höheren politischen Einheiten aufgelöst, und zwar jeweils, wenn das Volk in Auseinandersetzung mit der Außenwelt trat, so die römische Gentilverfassung bei der Ausbreitung des Imperiums, die baltische Zunft beim Entstehen der Nationalstaaten, die japanische bei der Aufspaltung der Insularität. Indien hat seine Insularität niemals verloren. Ozean und Himalaya-

wand machten Wachsamkeit und Aktivität gegen die Umwelt unnötig. Wenn durch die wenigen Gebirgspässe in langen Zeitabständen fremde Stämme hereinbrachen, so war die Abwehr nur von kurzer Dauer und lokaler Bedeutung (nämlich an der Nordwestgrenze). Einmal weiter ins Land gedrungen, versteifte sich der Fremdenstrom nicht etwa zu einer eigenen Nationalität, sondern löste sich auf im Menschenmeer des Gangeskontinents. So konzentrierten sich alle sozialen Energien, Instinkte und Bestrebungen auf die Ausgestaltung der inneren Ordnung: Hier ist der Ursprung des indischen Kastenregimes.

Man sagt, die Kaste habe die Entstehung eines dauernden zentralen Staates verhindert. Das ist zum Teil eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Dem Zentralstaat fehlte bisher in Indiens Geschichte die zwingende Notwendigkeit: die Aufgaben der nationalen Verteidigung wie in Europa, der imperialen Ausdehnung wie in Rom und Japan, aber auch die große, lebensentscheidende innere Aufgabe des umfassenden Kanalbaues und der Flußregulierung wie in Ägypten, in Mesopotamien, in China, kurz, im ganzen kultivierten Orient. Der indische Bauer erhält das Wasser nicht aus den Händen seiner Baumeister, sondern direkt aus den Wolken durch den prasselnden Monsunregen. Sein bittend frommer Blick ist daher nicht zum Throne, sondern zum Himmel gerichtet. So erklärt sich uns zweierlei: sowohl die Zufälligkeit und Kurzlebigkeit der großen indischen Reiche der Vergangenheit, wie auch die Allgewalt der religiösen Idee, auf deren Fundament die Kaste ruht.

In zweiter Linie wurde die Entfaltung des Staatsgedankens behindert durch die in alter Zeit schwer überwindbaren innerindischen Wüsten, Dschungel, Bergrücken und Flußtäler. Dies begünstigte die Verkapselung der Kasten in „luftdichten Zellen“ und die Zentrierung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in das Dorf. Das historische Indien ist ein Kontinent von Dörfern, ein Land ohne Städte. Städte sind anderswo Kreuzungspunkte des Verkehrs, Stützpunkte der Verteidigung, Sitze der Regierung und der Verwaltungsorgane des Staates. Sie sind politisch die Kernpunkte der Provinzen und die Klammern, die diese mit der Metropole verbinden. Die indischen Städte dagegen waren zufällige und vergängliche Fürstensitze oder Wallfahrtsorte; sie hatten keine politische Funktion. Wer Geschichte und Anlitz von Benares kennt, wird herzlich darüber lachen, daß der Kulturphilosoph Spengler das ehrwürdige Pilgerdorf als Zentrum einer untergegangenen „Weltstadtzivilisation“ neben Rom, Ninive und Babylon stellt. Städte sind in staatlich organisierten Ländern die Ausgangspunkte der „Weltgeschichte“ und die Herde, an deren Revolutionen auflodern. Indien kennt eine solche Geschichtsdynamik nicht. Es ist in diesem Sinne geschichtslos. Wohlverstanden: nur im Hinblick auf die staatliche Entwicklung; seine innere Kultur zeigt durchaus lebendige Wandlungen. Das Meer hat nicht weniger Leben als der Fluß, obgleich es sich nicht wie dieser „vorwärts“ bewegt.

Der Geist der Weltentsagung und der Kapitulation vor den Gewalten der Umwelt, die Neigung zu Phantasterei und Irrealität, zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenkauern und Selbstbeschränken erhielten ihre Ausprägung durch die magische Pracht und die unheimliche Gefährlichkeit der indischen Tropennatur. Deren Wirkung mußten auch die eingewanderten Arier verfallen. Der nordische Arier besiegt die Natur; der tropische füllt sie mit Göttern und Dämonen und begibt sich unter deren Schutz.

„Aus Regengüssen und dem sengenden Strahlenmeer der Sonne blüht, grünt und wuchert die wilde Fülle der indischen Vegetation. Süßer, schwerer Blütenduft berauscht die Sinne. Der Mond und die Milliardenstern der Sterne glänzen heller, erdnäher als anderswo und tauchen den Garten der Mutter Indien in eine Unendlichkeit magischer Farben. Aus geheimnisvollem Urwald ertönt tausendfach die Stimme der Tierwelt, der reichsten, mannigfaltigsten des Erdkreises. Aber schrecklicher, rascher, unvermittelter als in gemäßigter Zone „wechselt Paradieseshelle mit tiefer, schauervoller Nacht“. Mitten in Rausch und Zauber der herrlichsten Natur gehen Tod und Verderben in ungezählter Gestalt einher: schwirren durch die Luft, fein und unfassbar, als tödliche Insekten, nahen kriechend als giftige Schlangen, in wildem Ansprung als Raubtier, wälzen sich in Wolkengestalt, Überschwemmung bringend, am Horizont empor, hauchen als Pestemate aus Dschungeldickicht und Fiebersümpfen, schleichen mit dem grausigen Fratze des Hungers im Gefolge der Dürre. Jähr Tod neben sprießendem Leben. In Blumenluft mischt sich der Verwesungsgeruch des Massensterbens im Tropenwald ... Hilflos steht der frühe Mensch, ohne die Waffen der Naturwissenschaft, ohne das Rüstzeug des Arztes, des Ingenieurs und Technikers, den zahllosen Mächten des Unheils gegenüber. Hier hilft keine Arbeit, keine kollektiv orga-

ierte Anstrengung, keine kriegerische Tapferkeit. Die Grenzen von Traum und Wirklichkeit, von Jenseits und Diesseits wanken und schwinden im taumelnden Reigen von Tod und Blütenflor. Wir kennen Ursprünge und Hintergründe des indischen Seelenwanderungsglaubens“ (Indien-Handbuch S. 167/168).

Man vergleiche die Heldenlieder des Mahabharata und Ramayana mit der Ilias und Odyssee, den Flügelschlag einer unbändigen Phantasie mit dem harmonischen Schreiten ordnender Vernunft, und man sieht (lange vor der Herausbildung des arisch-brahmanischen Kastensystems) den Beginn des Weges, den die Arier unter dem tropischen Himmel gehen, bis sie ihre religiösen und gesellschaftlichen Einrichtungen mit denen der eingesessenen Drawiden im brahmanischen Hinduismus verschmelzen, in dem eine in der Oberschicht pantheistische, eine Volke polytheistische Religion alle Lebensgebiete, Wirtschaft, Gesellschaft, Literatur, Philosophie, Recht, Medizin und sogar die Erotik, beherrscht und wo sich zwischen Natur und Menschenseele der Brahmanismus stellt. Der Weg zur Formung und Beherrschung der Kaste durch die Eroberer in Gestalt der Priesterherrschaft ist vorgezeichnet.

Anfänglich gab es bei den indischen Ariern ebenso wie bei den Germanen und Slawen Stämme, Dörfer und Familien. Die Priester standen noch unter dem König, die Krieger waren keine monopolistische Kaste, ‚Waischyas‘ waren alle Gemeinfreien. Es dauerte eine sehr lange, kampffreie Zeit, ehe sich unter den besonderen indischen Verhältnissen die Priesterkaste über Könige und Krieger in den eindeutigen Vorrang zu erheben vermochte.

Die alteingesessenen Drawiden (nicht die Ureinwohner!) waren ebenfalls in Stämmen organisiert und in eine Art von Kasten hierarchisch gegliedert. Mit dem Zusammentreffen der Gruppen steigerte sich die Ausschließlichkeit. Durch Verschärfung der Kastenordnung vermochten Arier und Drawiden viele Jahrhunderte lang, sich in scharfer Trennung voneinander zu halten. In Teilen Zentralindiens kann man noch heute eine soziale Stufenordnung der eingeborenen Masse beobachten, über der sich als herrschende Schicht ein mehr oder weniger rein-arisches Brahmanentum erhebt. Damit ist die wichtigste Kastenuntercheidung in Brahmanen und Nichtbrahmanen gegeben — ohne daß diese Unterscheidung in allen Fällen auch eine rassische blieb. Die nichtbrahmanischen Kasten blieben noch lange Zeit weit entfernt von der starren Ordnung und überspitzten Absonderung, den düsteren Mißständen, die heute ihr besonderes Merkmal sind. Neue Blutsvermischungen, neue Berufe und die Berührung mit neuen Ureinwohnergruppen erzeugten neue Kasten. Was von den ordrawidischen Ureinwohnern keine Aufnahme in der Kastenhierarchie fand und was an Kastenmitgliedern wegen unerlaubter Blutsvermischung oder sonstiger Vergehen aus der kastengegliederten Gesellschaft ausgestoßen wurde, bildete schließlich die kastenlose Masse der ‚Parias‘, die sich, wie in Indien nicht anders denkbar, wieder in Kasten voneinander absondert und heute nach englischen Angaben 60 Millionen Angehörige zählt.

Es wäre zu oberflächlich gesehen, wollte man das Kastenwesen einfach als Erzeugnis des Bergglaubens oder priesterlicher Machtgier betrachten. Es war zu Zeiten vielleicht die einzige mögliche Organisationsgrundlage für eine Kulturentwicklung in tropischer Zone, wo sonst kulturelle Leistungen höchstens aus der Sklaverei hervorgehen. Diese ist Indien dank dem Kastensystem erspart geblieben. Letzteres gewährleistete den Bestand eines vielgegliederten öffentlichen Handwerkes und Kunstgewerbes und einer geistigen Oberschicht in einem Lande, wo die geringen menschlichen Bedürfnisse nicht zu großen Arbeitsleistungen anspornen und wo andererseits die reichen Gaben der Natur leicht zu Erschlaffung und Verweichlichung führen. Durch die Überwachung, Erziehung und Hilfe, die sie ihren Mitgliedern angedeihen ließ, ersetzte die Kaste die sittlichen, polizeilichen und sozialen Funktionen des Staates und seiner Beamtenmaschine. Einem Angriff von außen konnte sie zwar keinen organisierten Widerstand entgegensetzen, aber sie verhinderte die Assimilation an fremde Eindringlinge durch die passive Resistenz ihres tiefverwurzelten Zellenorganismus. Wenn aber die Kaste Indien vor der Sklaverei bewahrt hat, so hat sie andererseits die Weiterentwicklung des Landes verhindert, indem ein Stadium der Entwicklung beibehalten wurde, das in anderen Kulturen vorübergehend ist.

Die Wirkungen der Kaste haben sich der Wirtschaftsverfassung aufgeprägt. Die freie Konkurrenz ist ausgeschlossen. Die Kastensolidarität schützt den Einzelnen vor Not, hemmt aber auch den Erwerbstrieb. Das Zellenleben der Kaste und des geschlossenen Dorfes verhinderten die Entstehung einer Volkswirtschaft. Auch die Arbeitsteilung der Kasten ist nur ein bedingter Vorteil — es handelt sich um eine reine Spezialisierung, nicht um eine Zergliederung der Operationen; in der Landwirtschaft kann eine Spezialisierung in Ackerbauern, Viehhalter und Hirten sogar ein schwerer Schaden sein. Im Handwerk verhindert die erbliche Spezialisierung eine Befähigten-Auswahl, und die Werkzeuge sind z. T. so alttümlich rückständig, daß ein ausländischer Handwerker kaum damit arbeiten könnte. Es ist bezeichnend, daß zwar neue Arbeitsspezialitäten neue Kasten hervorbringen, aber niemals eine Kaste ein neues Gewerbe. Die Abschließung der Kasten voneinander hat im Laufe der Zeit dahin geführt, daß es je in manchen Gegenden unmöglich ist, die Bevölkerung zum gemeinsamen Bau eines Weges, Brunnens oder Kanals zusammenzubringen. Das gilt insbesondere in Provinzen mit zahlreicher Urbevölkerung z. B. Orissa, wo die kulturellen Unterschiede sehr groß sind und wo die Rangordnung mit stupider Proselyteneifer eingehalten und überspitzt wird. Der orthodoxe Kastenhindu wird eher verdursten als mit dem Angehörigen einer anderen Kaste aus dem gleichen Glase trinken.

Und schließlich ist die Kaste in orientalischer Sinnlichkeit und Verschwendungssucht ausgeartet. Wenn man von der Prachtliebe und dem Luxus indischer Maharadschas liest, oder die „Schätze Indiens“ verschwenden, so darf man nicht vergessen, daß solcher Verschwendungstrieb sich sogar in den tiefsten Schichten des Volkes zu dessen dauerndem Schaden betätigt. Die ärmsten Bauern- und Weberkasten laden aus Anlaß religiöser und familiärer Feste, besonders bei Hochzeiten, Schulden auf sich, an deren Abzahlung (zu Wucherzinsen) sie auf unabsehbare Zeit zu tragen haben. Wer sich gegen Regeln der Kaste vergangen hat, muß zur Buße die Kastengenossen zu Festmählern laden, und diesem korrupten Brauch kann einer schwerlich entgehen, wenn ihm die Ausstoßung droht, die faktisch beinahe das Todesurteil bedeutet, — denn ein Ausgestoßener wird niemals wieder Arbeit, Nahrung, und auch nur einen Trunk Wassers von einem Kastenhindu erhalten.

Hat man alle Mängel und Entartungen des Kastenwesens aufgezählt, so verbleibt an seinem Rande noch das Schlimmste: die 60 Millionen „Parias“ oder Unberührbaren, die heute die ärgste Seite des sozialen Problems in Indien darstellen.

*

Die größte Bewegung, die sich bis zur Neuzeit gegen das Kastensystem richtete, war der Buddhismus. Aber die Gegenreformation der Brahmanen war von vollständigerem Erfolg als die der Jesuiten in Europa. Der Buddhismus ist heute aus Indien verschwunden, ohne das Kastenwesen beseitigt zu haben. Und doch hat er auf dieses seinen Einfluß ausgeübt. Daß er zeitweise zur Milderung von Auswüchsen und Mißbräuchen des Kastenregimes führen dürfen wir annehmen. Etwas aber wissen wir sicher: Das Kastenwesen in seiner brahmanischen Prägung war fortan nicht mehr eine undiskutierte Selbstverständlichkeit. Die Brahmanen waren gezwungen, ihre Institutionen öffentlich zu rechtfertigen und — wie Menenius im Coriolan — den Plebejern klarzumachen, daß für die Erhaltung des Gesamtorganismus der aristokratische Bauch und Kopf genau so nötig sei wie die arbeitenden Fäuste. Das war ein empfindlicher Schlag; denn wenn eine religiöse Einrichtung sich nicht rechtfertigen muß, steht sie nur noch auf einem Bein. Sie stand indessen auch auf dem anderen Bein noch zweieinhalb Jahrtausende lang recht fest auf Indiens Boden. Sie überlebte ohne größeren Schaden das Auftreten zahlreicher mächtiger Kritiker und Reformatoren, sie ertrug den Übertritt von ungezählten Hindus zum Islam.

Manche Erschütterung und Auflockerung verursachte dem Kastenwesen die englische Herrschaft. Durch Zwangsmaßnahmen und durch ihren Fabrikwarenimport (Textilien!) zerstörten die Briten ganze indische Gewerbe, die die Existenz- und Traditionsgrundlage aufgedehnter Kasten bildeten. In englischen Büros, Eisenbahnen, Fabriken und Plantagen wurden Mitglieder der verschiedenen Kasten zusammengepfercht und durcheinandergeschüttelt. Bauern wurden Fabrikarbeiter, Brahmanen Buchhalter und Polizeibeamte, die Schuhe und Gürtel aus Rindsleder tragen — fast das Schlimmste, was ein gläubiger Hindu tun kann. Man mußte meinen, der ganze Hinduismus sei aus den Angeln gehoben. Angehörige alter Häupter- und Kasten werden moderne selfmade men und schließen ihre Ehen nach den Spekulationen

inzipien der Plutokratie statt nach den Regeln des Kastenritus. Das brahmanische Bildungsmonopol wird unter der Herrschaft des aus England importierten weltlichen Schulwesens untergraben. Noch um 1900 stellte die Brahmanenkaste neun Zehntel der Schüler der modernen Universitäten — 1940 nicht mehr die Hälfte. Dagegen werden Parias und arme Mädchen mit Stipendien auf Lehrerseminare geschickt.

Und dennoch darf all dies noch nicht dazu verleiten, von einer ‚Europäisierung Indiens‘ ein Eilzugtempo zu sprechen. Gewiß haben die Eisenbahnen Kastenschranken niedergerissen und die Kasten durcheinandergerüttelt. Aber die gleichen Eisenbahnen haben auch den Hinduismus in Ureinwohnergebiete getragen, wo man ihn in den paar vorhergegangenen Jahrtausenden noch gar nicht kennengelernt hatte. Das Stahl- und Rüstungswerk von Tata — der ‚indische Krupp‘ — steht mitten in einer Dschungelregion, die von allen arischen und indischen Wanderungen unberührt blieb, und während man in der dortigen Fabrik die neuesten Panzerwagen herstellt, lernen die schwarzen Mundas oder Kolarier den viertausend Jahre alten Brahmanismus als neueste Heilslehre kennen und nehmen die Kastenordnung an. Und dann: Was bedeuten überhaupt die hinduistischen Fabrikarbeiter, Buchhalter, Studenten, Polizisten und Seminaristen, die in den wenigen englischen Herrschafts- und Handelszentren durcheinanderwirbeln, neben den 350 Millionen Bauern in den 700 000 Dörfern? Ob diese das Kastenwesen überwinden — bis zu dem Grade überwinden, daß der Weg für eine höhere politische Einheit freigemacht ist —, darauf allein kommt es an!

Diese Frage kann man mit einem unzweideutigen Ja beantworten, seitdem Gandhi den Nationalismus aus den großstädtischen Intellektuellenzirkeln in die indischen Dörfer hineintrug und dem indischen Bauern die staatspolitische Indifferenz genommen hat. Was im Reformator Buddha, was liberalen oder zelotischen Mohammedanerkaisern nicht gelang, es brachte endlich, im zwanzigsten Jahrhundert, der Mahatma fertig: die Liquidierung der brahmanischen Ordnung. Man nehme diese personifizierende Gegenüberstellung nicht zu wörtlich. Auch Gandhi ist hier natürlich nur Exponent und Vollzugsorgan eines historischen Prozesses. Die Voraussetzungen schuf — England. So schmachvoll es ist, daß die große Wiege der metaphysischen Menschheitskultur am heiligen Ganges auf die Stufe einer englischen Kolonie herabsank — als solche erhielt sie auf jeden Fall erstmals eine ganz Innen umfassende Regierung und Administration. Mag diese Regierung auch eine fremde, mag ihr einziges Ziel die Ausbeutung des Landes sein — um so mächtiger mußte sich den Massen das Bewußtsein eines gemeinsamen Schicksals aufdrängen. Durch England kam Indien in eine Berührung mit der Umwelt, vor der es durch seine geographische Lage während seiner ganzen vorhergegangenen Geschichte bewahrt blieb. In zwei Weltkriegen wurde diese Berührung so intensiv, daß unter ihrer Wirkung die Millionen Zellen des Kastensystems ihren Inhalt in den Strom des Nationalismus ergossen. In kurzer Zeit ist Indien, das Kontrast der Brahmanenreligion, zum Bewußtsein seines gemeinsamen politischen Schicksals und seines Anteils am Weltchicksal gelangt. Indien hat aufgehört, eine geopolitische Insel zu sein. Es hat die Voraussetzungen für die Entstehung eines Staates erlangt, die ihm jahrtausendlang fehlten: eine gemeinsame Gefahr und einen gemeinsamen, jedem einzelnen sichtbaren, fühlbaren und erkennbaren Gegner. Dieser selbst hat ihm die Werkzeuge zu seiner Überwindung beschert: die administrative Einheit und die Großstädte, von denen die Initialzündung zu allen politischen Explosionen und Gestaltungen ausgeht. Der daraus entstandene Gegenpol zur Fremdenherrschaft ist der allindische Nationalkongreß, der weithin sichtbare Ausdruck des Wunsches nach Zusammenschluß und gemeinsamem Kampf, das dringlichste Symbol für das Ende der Engländerherrschaft und des Kastensystems. Damit soll kein oberflächlicher Optimismus ausgesprochen werden. Wir wissen zu gut, welches ungeheures Maß von Absonderungstrieb und Hang zum sozialen Mikro-Organismus aus dem Kastenwesen zurückbleiben und die politische Selbstregierung Indiens erschweren wird. Aber wir wollen auch nicht verkennen, welche positiven Werte in den besonderen von der Kastengeneration gezüchteten kollektivistischen Instinkten und Fähigkeiten dem inneren Aufbau des Landes nutzbar gemacht werden können. Die Entwicklungsrichtung ist gegeben, und das plukratistische Brahmanenland wird nach Jahrtausenden der Schauplatz einer der großartigsten und erstaunlichsten Umwandlungsprozesse aller Zeiten sein.

PAUL KUZMANY

Verstümmelte Volkskörper

Herausgeber und Schriftleitung begrüßen es aufs wärmste, wenn mitarbeitende Leser einzelne Anregungen aufgreifen und ausgestalten. Sie sehen darin mit Dank begrüßte Kritik und Ansporn auf Neubruch-Wegen.

Die Aufsätze von Karl Haushofer und A. E. Johann im Januarheft 1944 der Geopolitik über die „Zerstörten Kulturfronten“ und die „Bewährung der Großstadt“ führen zu der Frage, warum denn eigentlich die Angloamerikaner diesen Haß und diese Verständnislosigkeit gegenüber ihrem Stamm- und Bruderland Europa zeigen.

Nicht nur ein Wechsel des Standortes kann ein Volk barbarisieren, sondern auch und vor allem ein Bruch im inneren Gefüge. Die Siebenbürger Sachsen siedelten ohne Störung das alte Volksgefüge aus dem fast ozeanisch milden Luxemburg nach dem fast kontinental rauhen Siebenbürgen und hielten hier trotz schwerster Beanspruchungen durch Mongolen und Türken in fremder Umgebung stand. Die Inselbriten blieben in ihrer alten Heimat, die Neuseeländer hatten sich schon in der neuen eingelebt, beide haben heute die Verbindung mit dem eigenen Volksseele und dem eigenen Volksboden verloren, sie stehen in gleicher Weise innerlich tot vor der gleichen Katastrophe. Woher kommt diese Katastrophe?

Betrachten wir einen gesunden Volkskörper als Lebensform, als Organismus, so zeigt sich uns drei Schichten. Diese erinnern zwar an Klassen, Stände oder Gesellschaftsschichten, sind aber nicht mit ihnen identisch.

Die erste Schicht ist die der Urerzeuger; das sind je nach den natürlichen Bedingungen Bauern, Hirten, Förster, Bergleute und Fischer (Seeleute). Zu ihr gehören alle, die in unmittelbarem Arbeits- und Lebenszusammenhang mit der Natur stehen, in ihrem Arbeitsrhythmus von ihr bestimmt werden.

Die zweite Schicht, der Mittelstand, umfaßt alle verwaltenden und verarbeitenden Organismen. Hier ist auch die gesamte Industrie einzureihen. Ihr Arbeitsrhythmus hat sich von der Naturbindung gelöst und vollzieht sich im menschlichen Sozialraum, — also vorwiegend in der Stadt.

Die dritte Schicht, die Führungsschicht, zeigt die Menschen, die auf geistigem (geistlichem), künstlerischem, kulturellem und politischem Gebiet das Volk in seiner Art und zu seinem Vorteil führen.

Nicht Beruf, Stand oder Vermögen reihen ein Individuum in eine der Schichten ein, sondern nur seine Funktion im Volksorganismus. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß ein Mensch je nach der Betrachtungsweise der einen oder anderen Schicht angehört.

In einem gesunden Volkskörper stehen diese drei Schichten in einem ununterbrochenen lebendigen Kontakt und Austausch untereinander. Sie verstehen und achten einander und jede sich selbst. „Jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz.“ Ein Volkskörper, dem eine Schicht mangelt, dem eine verkrüppelt oder entfremdet wurde, ist verstümmelt. Er kann nicht sein volles Leben leben, ist innerlich unsicher, kann störende geistige und materielle Strömungen von außen nicht paralysieren, sondern verstärkt sie und trägt so die Unruhe an alle Nachbarn, statt sie zu schützen. Der europäische und der mittelamerikanische Balkan, neuestens die angloamerikanischen Imperien, sind Beispiele dafür. In der Verstümmelung bis fast zur Lebensunfähigkeit fortgeschritten, so stellt das Volksgebiet ein politisches, kulturelles und geistiges Vakuum dar, das durch Saugwirkung und ständige Unruhe Störungen hervorruft.

Wodurch entstehen solche Verstümmelungen?

Durch Entfremdung zwischen den einzelnen Schichten. Eine solche drohte vor dem ersten Weltkrieg, in ganz Europa Bürgertum und Bauerntum zu trennen. — Auch die Abschaltung von Tenno und Hochadel durch den Shogun ist ein Beispiel.

Durch Dissimilation: Eine Schicht tritt aus der Volksgemeinschaft endgültig aus. — Der Adel der bosnischen Südslawen nahm den Islam an und schied damit aus dem Volke.

Durch Abwanderung oder Auswanderung: Nach der Abtretung Kanadas durch Ludwig XIV. an die Engländer wanderten Führungsschicht und Mittelstand nach Frankreich zurück. Seither fehlen beide Schichten dem französischen Kanadiertum; von diesem Schläge hat es sich bis heute nicht durch Regeneration erholen können. — In die baltischen Länder wanderte deutscher Adel und deutsches Bürgertum ohne Bauern, in den südost-ungarischen Raum deutsche Bauern ohne Bürger und Führungsschicht. Beide haben, vorzeitig politisch vom Reich abgeschlossen, sich nicht mehr ergänzen können.

Durch Überschiebung (Weiße in den Kolonien), Unterwanderung (Slawen im deutschen Osten), Volkstod oder Ausmordung¹⁾ entstehen gleichfalls verstümmelte, aus dem natürlichen Gleichgewicht gebrachte Volkskörper.

Der britische Volkskörper war nicht nur so lange gesund wie ein seiner Größe entsprechender Bauernstand lebte. Entgegen allzu kontinentalem Denken konnte, nach Cromwell, auch der Seemannsstand an seine Stelle treten. Erst als auf britischen Schiffen keine Briten mehr fuhren, sondern Norweger, Griechen und Angehörige der Kolonialvölker, war die erste Schicht zu schwach. Andererseits entfremdete sich der britische Adel selbst seinen Aufgaben, versippte sich mit Kapitalismus und Judentum, führte keine britische, sondern plutokratische Politik. So wurde der britische Volkskörper von zwei Seiten fast tödlich verstümmelt.

In die Neuenglandstaaten wanderten anfangs einzelne geschlossene, organisch aufgebaute Gruppen, die dort gesunde, kleine Staaten errichteten. Erst mit der Sturmflut wurzellos gewordener Einzelindividuen von Einwanderern, die sich in die alte Ordnung nicht mehr organisch einfügten, entstand die ungeformte Masse, der das Bauerntum und später — aus den gleichen Gründen wie in England — die arteigene Führerschicht verloren ging. Nicht die Auswanderung an sich, die in Siebenbürgen, Ostelbien und Ostmark glückte (die Hälfte des deutschen Volksbodens ist Kolonisationsgebiet), sondern die unorganische Auswanderung oder der unorganische Weiterbau eines organischen Gebiets gibt verstümmelte Volksgebilde. Das Pennsylvanien-Deutschtum, Bauern ohne Bürgertum, ist ein Fossil, völkisch besiegt von dem seinerzeit zahlenmäßig nicht viel mächtigeren Britentum der Pilgerväter, deren Lebensziele heute von ihren „Nachfolgern“ ebenso fleißig gepriesen wie verraten werden.

Der Haß der (durch eigene Schuld) unorganisch, verstümmelt gewordenen Völker der USA. und des ganzen britischen Imperiums gegen das noch immer organisch gebliebene (oder doch regenerationsfähige und regenerationswillige) Europa ist der Haß des reichen Krüppels gegen den Armen mit dem gesunden Leib und Geist.

Die Beobachtung geglückter und mißglückter Kolonisierung lehrt Regeln für den organischen Wiederaufbau zerstörter europäischer Kulturfronten. In sich harmonische und ausgeglichene europäische²⁾ Einzelvölker lassen sich (bei aller Verschiedenheit in ihrer persönlichen Eigenart) leicht dauerhaft zu einem neuen Europa zusammenfügen, in sich unausgeglichene, verstümmelte geben keine brauchbaren Bausteine, sie müssen geheilt oder fortgelassen werden.

1) Man könnte vermuten, daß die Buren, durch Ausmordung und Entfremdung ihrer dünnen Führungsschicht beraubt, sich leicht in das britische Imperium fügten. — 2) Die Verhältnisse in der Sowjetunion sind undurchsichtig. Nach der Ausmordung der nach Europa ausgerichteten Führungsschicht und Bourgeoisie kann dort ein Rückfall in nordwest-asiatische führungslose Barbarei erfolgen, ein Chaos, in dem europäisch und asiatisch ausgerichtete Ideen und Menschen miteinander ringen und das als Vorfeld doch noch einmal von Europa geführt werden muß.

Die russische Gleichung und Großasiens Festlandfront

Die russische Gleichung“ hat Rütger Essén — einer der wenigen Beobachter „sine ira studio“, die Großasien, die Sowjetunion und Kultureuropa wirklich gleichmäßig kennen — eins seiner Bücher genannt, das Freund, Feind und Neutrale in diesem Weltringer tief zum Nachdenken anregen mußte. Fast alle Gegenspieler dieser Gleichung stehen den Lösungsmöglichkeiten als mehr oder weniger bekannte Größen gegenüber. Nur eine bleibt — wie schon seinerzeit in Rudolf Kjelléns „Großmächten“ China — das große X: Großasiens Festlandfront!

Sie hat — mit ihrem wehrgeopolitischen Sphinxantlitz wohl allgemein westwärts gewandt — zwei Schlüsselpunkte an Randmeeren: Wladiwostok und Shonan-Singapur. Beide sind mit schweren ozeanischen Hypotheken belastet, liegen weit hinter den Spitzen von Großasiens Festlandfront; beide waren ursprünglich als Zwingburgen gegen Großasien gedacht. Das eine ist heute von ihm eingekreist, das andere in seiner Hand und Hauptquartier der indischen Nationalarmee: Der beste Tatbeweis der Einheit des indopazifischen Raums und der Monsunländer, mindestens als Wunschziel Großasiens. Schon steht als doppelter Südwestpfeiler der Festlandfront ein Birma mit eigenem Heer, dem Recht der Selbstbestimmung und bereits verschmerztem Schanstaatenanteil. Selbst ein noch durchkämpftes Indien würde dort ein gewaltiges, schwer überwindliches Vorfeld sein. Zwischen ihm, Kulturchina und der mandchurisch-innereuropäischen Nordostbastion liegt Tschungking, im Grunde den Kommunisten feindlich, dennoch auf deren Freunde angewiesen und von ihnen abhängig, ein Feind seiner einstigen asiatischen Selbstbestimmungsziele, mehr und mehr ein Widerspruch in sich selbst. Darüber hinweg muß irgendwie Großasiens Festlandfront gehen, an der ihr seemächtiger Vorkämpfer Japan seit 1937 ‚mit der linken Hand‘ streitet. Die Rechte ist immer noch hinter dem Rücken, in die Hüfte gestemmt oder abschirmend erhoben: jedenfalls noch nicht verausgabt. Sie bleibt zu Lande mit dem zweiten Schwert der Samurai stoßbereit. Eine der wehrgeopolitisch pikantesten Lagen der Weltgeschichte!

Was gerade den wehrgeopolitisch ganz nüchtern an das Problem von Großasiens Festlandfront herantretenden Beobachter am meisten berührt, ist das geopolitische Konsolidierungstalent, mit dem ihre Konstrukteure arbeiten. Es ist schon beim Aufbau der rechten Flügelbastion in der Mandschurei und der inneren Mongolei deutlich genug geworden, fängt an, in Nordchina sichtbar zu werden, tritt aber besonders klar in der Kräftegruppierung der linken Flügelbastion hervor, die ursprünglich auf den brüchigsten Grundlagen errichtet werden mußte. Sie zeigte außerdem die Schwierigkeit, daß wesentliche Zugänge ozeanopolitischen Störungen zugänglicher waren als im Norden, daß auch das südchinesische Temperament, obwohl früher den Japanern wesensverständlicher als das des Nordchinesen, sich im Jungchinesentum schärfer gegen die japanische Ordnungsvormacht für Großasien stellte.

Da ist es wertvoll, zu erkennen, mit welcher Instinktsicherheit Japan in Thailand und Birma die bessere Möglichkeit der Verankerung von Großasiens Festlandfront im Süden erkannte und folgerichtig durch Mehrung ihrer staatlichen Standfestigkeit und Führungsmacht die Folgen aus dieser Erkenntnis zog. Da ich diesseits und jenseits des Atlantik zuweilen einseitiger Hochschätzung Japans beschuldigt werde, scheint es wesentlich, aus dem fesselnden, von originellen Urteilen erfüllten Buch von Hans Leuenberger: „Die Burmastraße“ (Starnberg am See 1943, Karl Specht), durch seine von 1937 stammenden Eindrücke die eigene Meinung über die besondere Stärke von Großasiens Festlandfront an ihrer Südwestecke bekräftigt zu sehen: „Die Entwicklung des Staates der Thai in den letzten Jahren zeigt jene auch für Japan bezeichnende stille Zielbewußtheit, verbunden mit oft geradezu weich anmutendem höflichen Umgang selbst unter den schärfsten Gegnern. Diese Haltung



entspringt einem echten Kraftgefühl ...“ „... Vorbild, als es zeigte, wie ohne großen Blutzoll und ohne brutale Zerstörung des Hergebrachten eine starke Gemeinschaft gebildet werden kann, innerhalb deren jeder die seinen Kenntnissen und seinem Wissen entsprechenden Aufgaben zugewiesen erhält.“ Das Buch ist voll schlagender geopolitischer Urteile. Sie alle zeigen, mit welcher Folgerichtigkeit die Südwestkante der großasiatischen Festlandfront, Yunnan umklammernd, gelegt ist.

Auf der Gegenseite bedeutete die Abspaltung von Sikang gewiß keine Verstärkung des Vierstromlandes, die von Tsinghai keine des ohnehin prekären Nordflügels von Marshall Tschiangkaischek. „Toleranz kann sich nur ein Volk leisten, das einen tiefen Gemeinschaftssinn besitzt ... darin stimmt der Thai mit dem Japaner überein ...“, den Leuenberger in Gegensatz zu dem zwar „gleichgültigen, aber keineswegs toleranten Chinesen“ stellt.

Wir sehen also bei der Konstruktion des südlichen Drittels der Festlandfront nicht nur wehrgeopolitische Leitzüge sorgfältig beachtet: Abrundung der Standfestigkeit der Grenzen Thailands durch die Mekonggrenze von 1941 im Nordosten bis fast Luangprabang; Heranrücken an den Tonle Sap im Südosten bis fast Angkor 1941; Übereignung der vier Malaia-staaten Perlis, Kedah, Kelantan und Trengganu mit Tuchföhlung an Pulo Pinang und Verantwortung für den wichtigen Landepunkt Kota Bharu 1943; endlich Überlassung des Schanriegels zum Mekong (Kengtung) im Anschluß an das wehrhafte Sondergebilde der Schanstaaten, die den Thai, nicht den Birmanen rasseverwandt sind. Wir erkennen darüber hinaus völkerpsychologische Fernschau von großem Weitblick, die eine

Zerstörung dieses Südpfeilers der Großostasienlandfront sehr schwierig macht.

Zwischen dieser und der von Jahr zu Jahr stärker werdenden mandschurischen Nordbastion mit bereits etwa 50 Millionen Verteidigern aus eigenem Anteil, ganz ungerechnet die dahinter stehende japanische Macht, schwankt die Kurtine¹⁾ in beweglichem, den Marschall aber immer mehr einengendem Verfahren am Westrand des chinesischen Altkulturgebiets gegen die Hochlandstufe des Roten Beckens hin und her bei zunehmender Abbröckelung der Hilfsquellen Tschungkings. Was uns jüngste amerikanische, chinesische und sonstige Nachrichten von dort bestätigen, ist das nach 32 Jahren Bürgerkriegs ohne befriedigende Ergebnisse begreifliche, von Wilhelm Busch klassisch geformte Urteil: „Schmerzgefühl bei großer Enge wirkt ermüdend auf die Länge.“ Denn gewiß bestünde raumpolitisch noch große Ausweichmöglichkeit in steppen- und wüstenhaftes Gebiet Westchinas hinein; aber tragen müssen den Widerstand eben doch die ausgesogenen, oft unter Hungerdruck leidenden Agrarlandschaften von Szetschwan, von Schensi und Kansu (soweit sie überhaupt noch tragen können), des

1) Der Wall zwischen zwei Bastionen.

vom Bandenkrieg erschöpften Staffelbruchrandes, aus dem Truppenteile nun doch armee-korpsweise und divisionsweise überzugehen anfangen, namentlich seit Nanking-China gegen die überseeischen Ausbeuter Stellung genommen hat und immerhin von etwa 200 Millionen Chinas als rechtmäßig anerkannt wird. Sie ist ein seltsames wehrgeopolitisches Gebilde mit unsicheren Zwischenhalten, aber stetig liegenden Festpunkten an entscheidender Stelle, diese Front von rund 7000 km Luftlinie mit 2500 km zweifelhafter Nichtangriffsgrenze.

Die Kurtine der Festlandfront Großasiens hat immer geschwankt: in wilden Aus-schlägen zwischen dem Westabfall Hochasiens und seiner östlichen Zerrungsstufe gegen das chinesische Hauptkulturgebiet, über das hinaus gegen Westen die Vierlande (Szetschwan) und das Land westlich der Pässe (Schensi und Kansu) immer vorgeschobene, umstürmte Befestigungen waren. Darüber hinaus sind die ‚Räuber der Steppe‘ bis an Europas Mittel-gebirge und die Pazifikküsten gebraust, wo sie an derselben Abwehr Kultureuropas und Japans zerschellten. Aber zum erstenmal in den fünf Jahrtausenden ostasiatischer Geschichte, die wir überschauen, liegen Nord- und Südbastion gleichzeitig in wohlorganisierten, groß-machtreichen Staaten, Mandschurei und Thailand, mit einem großasiatischen Gemein-schaftsbewußtsein fest, mit einem durch Japans Geschick aufgebauten starken Glacis in Birma, Schanstaaten und Innerer Mongolei und einem Rückhalt an Japans Sendungsgefühl für seine Wasserfront von der Straße Kamtschatka bis zur Sundawelt. Wer sie überrennen will, hat es mit dem zielbewußten Widerstand von 400 Millionen zu tun, selbst wenn wir rund 250 Millionen für den Marschall von Tschungking und die Gleichgültigen in China rechnen und weder Malaïen noch Philippinen in Betracht ziehen.

Wieviel aber schon die 105 Millionen des Japanischen Reiches den ‚Räubern der Steppe‘, die sich zuerst an ihnen versuchten, und dann den ‚Räubern der See‘ zu schaffen machten, beweist bei beiden ein reiches Schrifttum. Weder von der Steppe noch vom Meere her arbeitet die Zeit für die von beiden her ausgezogenen, in gegenseitigem Mißtrauen verbün-deten Räuber, die sich angeblich zur Herstellung der Freiheit, in Wirklichkeit zur Aus-beutung niedergetretener Völker zusammengetan haben. Wer mit richtigem Maß einsetzen will, was ihnen widerstrebt, der muß in Großostasien auch für die Festlandfront größere Zahlenwerte einsetzen als in Europa.

Der Bewertung von Großasiens Festlandfront ist mit normalen europäischen Maßstäben nicht beizukommen, wenn sich nicht immer wieder falsche Eindrücke dazwischenschieben und das kaum gewonnene Bild verzerren sollen. Denn selbstverständlich wissen hüben und drüben von den rund 2500 km durch einen Nichtangriffspakt im Gleichgewicht gehaltenen Nordgrenze Großasiens im Bereich der ‚russischen Gleichung‘ die verantwortlichen Wäch-ter, daß sie viel schärfer aufpassen müssen als irgendwo in der Kurtine zwischen Hwangho und den meridionalen Stromfurchen, von denen aus Salwin und Mekong in tiefen Schluch-ten nach Süden rasen, Tsangpo-Brahmaputra und Yangtse auseinander in die dichtbevölker-ten Kulturebenen von Bengalen und Südchina strömen. Von Salwin und Mekong gibt Leuenberger prächtige, kurze Stromporträts, vom Tsangpo Dr. Schäfer, vom Yangtse H. v. Wißmann, der namentlich der Rassenfrage der Thai auf den Grund gegangen ist. Wie Ströme wehrgeopolitische Operationen stören können, die mit Schwellhöhenunterschieden von 30 bis 85 m durch enge Klammern wirbeln und das Fünfzigfache des Rheins bei Basel an Sink-stoffen mitführen, das haben Hwangho und Yangtse inmitten der großasiatischen Festland-front gezeigt, und wie unvollkommen die Birmastraße als Wehrwerkzeug war, haben Helmut de Terra und Hans Leuenberger anschaulich geschildert.

Solche Verhältnisse fordern großräumiges Denken auf weite Sicht und jene Wertung des Faktors Zeit, zu der langfristiger Rhythmus der Monsunländer erzieht. Die Zeit arbeitet dort nicht für hastige, raffigieriger Menschen, ebensowenig die ostasiatische Volksseelen-führung für intolerante. Wer seine Ungeduld zeigt, verliert dort nur Gesicht. Chinas Er-neuerungskrieg läuft 1944 ins 33. Jahr; das Aufrichten der Mandschurei brauchte sechs und ist immer noch im Gange; Japan ist auf 15 Jahre Krieg gerüstet.

Wer mit Großostasien zusammenspielt, muß Geduld und langen Atem haben; mit seiner Festlandfront sogar noch mehr als mit seiner Pazifikfront und seinem Spiel im Indischen Ozean.

WALTER PERSIAN

Der XIII. Dalai-Lama und die erste Phase des anglo-russischen Imperialismus

„... gegenwärtig erörterten wir die Tibetfrage mit Rußland. Das heißt doch sicher keinen Ring um Deutschland bilden ...“

Lord Grey im Jahre 1904.

Der russische Imperialismus hatte am Schluß des vorigen Jahrhunderts in Zentralasien gewaltig um sich gegriffen, die afghanische Grenze erreicht und war bis über die persische vorgedrungen. Die anglo-indische Regierung hatte, solange Großbritannien durch den Krieg in Südafrika gebunden war, daran nichts Wesentliches ändern können. Als aber Lord Kitchener of Khartun nach der Niederwerfung der Buren sein militärisches Reformwerk für Indien in Angriff nahm, beschloß der damalige Viceroy Lord Curzon, zu einer aktiveren Politik gegen Tibet überzugehen. In einem ausführlichen Memorandum vom Februar 1902 legte er einen Aktionsplan fest und trieb immer wieder zu schnellerem Handeln an, weil Faktoren vorhanden wären, die die imperialistischen Absichten zu einem späteren Zeitpunkt erheblich erschweren könnten. Während sich John Brodrick, späterer Viscount Midleton, als Staatssekretär für Indien zu einer Zustimmung noch nicht entschließen konnte, tauchten die ersten Gerüchte über ein sehr fragliches russisch-chinesisches Abkommen, Tibet betreffend, in der europäischen Presse auf. Der 1. Paragraph dieses Geheimvertrages sollte lauten: „... da die Chinesische Kaiserliche Regierung einsieht, daß ihre Macht abnimmt, geht sie darauf ein, ihre gesamten Interessen in Tibet mit allen Privilegien und Vorteilen Rußland zu überlassen, das dagegen seine Hilfe und Unterstützung zur Aufrechterhaltung der Integrität des chinesischen Kaiserreiches bietet ...“

Prinz Ching leugnete namens der chinesischen Regierung die Tatsache dieses Vertrages zwischen den beiden Staaten. Rußland erklärte während einer diplomatischen Auseinandersetzung, die in London als „ungewöhnlich und beinahe drohend“ bezeichnet wurde, daß weder mit Lhasa noch mit China eine Übereinkunft wegen Tibet bestände und daß man keine Störung des status quo dulden würde. Der russische Außenminister Graf Lamsdorff machte dem britischen Botschafter gegenüber keinen Hehl daraus, daß Rußland keineswegs Großbritannien freie Hand in Tibet lassen oder die russischen Interessen dort aufgeben würde; denn der moralische Einfluß des XIII. Dalai-Lamas umfasse die Mongolei und reiche bis nach Sibirien hinein.

Der XIII. Dalai-Lama Ngag-dbang bLo-bzang Thub-ldan (1874—1933) war ein eigenwilliger Hierarch. Obgleich ein Meister der hohen philosophischen und mystischen Lehren des Lamaismus, war er ein modern denkender und aufgeschlossener Mensch und zeigte sachverständiges politisches Interesse. Fähige Berater standen ihm zur Seite. In der Verwaltung des Landes und der Rechtspflege führte er Verbesserungen durch und beschnitt die Beamten- und Priesterwillkür. Er erreichte es, sowohl die Russen als die Engländer höflich, aber fest aus Tibet hinauszukomplimentieren, wobei er beide gegeneinander ausspielte.

Als 1899 der Kalmüke Ovche Narzunoff als russischer Geschäftsträger mit Geschenken in Lhasa erschien — ein Ausstrecken der ‚ersten politischen Fühler‘ —, ließ er diesen Besuch durch eine private Reise des Großlamas Ghoman bLo-bzang von der Klosterschule Braspungs erwidern. Die Anglo-Inder entsandten dann auch ihrerseits eine Gesandtschaft nach Lhasa, deren Empfang der XIII. Priesterfürst jedoch verweigerte. Bald darauf ging der Burjäte Agwan Dordschijew als offizieller Gesandter Tibets mit einem Großabt und neun lamaistischen Würdenträgern nach St. Petersburg. Sie überbrachten dem Zaren Nikolaus II. persönliche Geschenke und eigenhändige Briefe des Dalai-Lamas. Außerdem wurde der Zar



Tibets Stellung innerhalb der gegenwärtigen Weltpolitik ist heikel. Vom Norden droht die Gefahr eines Übergreifens der Sowjetrussen mit ihrer Bolschewisierung. Aus dem außenmongolischen Raum erfolgt ein Druck der Mongolisch-sowjetischen Volksrepublik, Bugude Nairamdocke Monggul Arat Olos, auf die chinesische Provinz Kansu, deren kommunistische Armeen für das Tibet anrainende Tschinghai, das frühere tibetische Kukur-Gebiet, Interesse haben. Nach einer etwaigen sowjetischen Durchdringung dieses Raumes besteht die Gefahr eines unmittelbaren Übergriffes in das lamaistische Hierarchenreich. Tschungking-China betrachtet staatsrechtlich Tibet als ein chinesisches Außengebiet und fordert eine entsprechende Hilfeleistung für den Kampf gegen Japan. Die Anglo-Amerikaner betonen aber die tibetische Unabhängigkeit und benutzen Teile der tibetischen Hochebene als Zwischenlandeplätze ihrer Transportflugzeuge für die Hilfeleistung an Tschiangkaischek. Und im Zuge der Neuordnung Groß-Ostasiens unter Japans Führung wird das immerhin 1215788 qkm große tibetische Land keineswegs ausgeschlossen bleiben.

zur Inkarnation der Weißen Tara erhoben, eine Würde, die bisher im lamaistischen Pantheon die chinesische Gattin eines tibetischen Königs des 7. Jahrhunderts n. d. Ztr. innegehabt hatte. Es wurde erklärt, daß die lamaistisch-tibetische Hierarchie gern die Schutzherrschaft von den Mandschu-Kaisern auf den Zaren übertragen sehen würde und daß die Errichtung einer ständigen Gesandtschaft in beiden Hauptstädten möglich wäre. Tibet blicke mit großer Zuversicht auf Rußland als Beschützerin aller Religionen des Ostens.

Das fortgesetzte Drängen Lord Curzons führte im Februar 1903 eine Parlamentserklärung herbei des Inhalts, daß „... das plötzliche Interesse Rußlands an den unmittelbar an die englischen Besitzungen grenzenden Gegenden Tibets durchaus geeignet sei, ... die Ansicht zu verbreiten, als ob der englische Einfluß zurückginge, während der russische zunehme ... Die britische Regierung sei ... im Besitze von Berichten über Vereinbarungen, die Rußland erst kürzlich zwecks Schaffung eines russischen Protektorates über Tibet abgeschlossen habe ...“ Gleichzeitig bedeutete der britische Staatssekretär des Auswärtigen, Marquis of Landsdowne, dem russischen Botschafter, Graf Benckendorff, daß Lhasa näher an Indien liege und daß, falls Rußland seine Interessen auf Tibet ausdehne, Großbritannien

nien eine noch größere Tätigkeit entfalten werde. Der nun einsetzende Notenwechsel zwischen St. Petersburg und London hinderte die Anglo-Indier keineswegs, eine eigenmächtige Grenzregulierung am Rande Tibets vorzunehmen. Lord Curzon erhielt im Juni 1903 das langersehnte Kabel und ernannte Francis Younghusband zum Bevollmächtigten einer ‚militärischen‘ Expedition, die nach Überschreitung der Grenze wochenlang durch den passiven Widerstand der Tibeter aufgehalten wurde, weil kein Bevollmächtigter aus Lhasa eintraf.

Man suchte britischerseits vergeblich nach Gründen für einen weiteren Vormarsch. Am 4. November 1903 war Lord Curzon endlich in der Lage, über einen feindseligen Akt der tibetischen Bewohner zu berichten: Er bestand im Wegtreiben einiger von den Nepalesen den anglo-indischen Truppen zugeführten und für Transportzwecke benötigten Yaks! Am 6. November wurde dem Vizekönig die Bewilligung des weiteren Vormarsches bis Gyang rtse gekabelt. Das Kommuniké dazu betonte, „... daß dieser Schritt lediglich zum Erlangen von Genugtuungen unternommen werden solle, daß er nicht zur Besetzung oder zu irgendeiner Form dauernder Einmischung in tibetische Angelegenheit führen dürfe und daß die Mission zurückgezogen würde, sobald Reparationen erfolgt sind ...“¹⁾ Dem russischen Botschafter in London wurde versichert, das anglo-indische Vorgehen dürfte nicht als ein Schritt oder Anzeichen einer Absicht, tibetisches Gebiet zu annektieren oder auch nur vorübergehend zu besetzen, aufgefaßt werden²⁾. Die diplomatischen Einsprüche Rußlands blieben nicht aus. Aber es war (infolge seiner innenpolitischen Lage und der Spannungen mit Japan) außerstande, den anglo-indischen Marsch nach Lhasa am 11. und 12. Dezember 1903 durch Gegenmaßnahmen zu verhindern. Die Spannungen mit Japan trieben dem Höhepunkt zu. Am 6. Februar 1904 eröffnete der Inselstaat mit einem Angriff auf die russische Flotte in Port Arthur unter Führung von Admiral Togo den russisch-japanischen Krieg. Die Situation wurde von England geschickt ausgenutzt. Sein Außenminister verteidigte in einer Oberhausdebatte im Februar 1904 den Standpunkt der Regierung, „... daß, wenn eine Macht vorwiegenden Einfluß in Tibet ausüben solle, es nur Großbritannien sein könne ...“

Die Tibeter, sehr mangelhaft ausgerüstet, setzten der anglo-indischen ‚Vernunftsexpedition‘ ebenso tapferen wie vergeblichen Widerstand entgegen. Ihre Gewehre waren so alte Schießprügel, daß sie oft in ihren eigenen Reihen mehr Unheil anrichteten als unter den Feinden. So hatten die anglo-indischen Truppen leichtes Spiel. Die russische Zeitung „Nowoje Wremja“ schrieb: „... Sie schlachten! Man kann den Eindruck nicht anders wiedergeben, den die Nachricht vom ‚letzten Siege‘ Younghusbands hervorrief³⁾. Sie schlachten kaltblütig nach vorher gefaßtem Plane; sie schlachten hilflose Menschen, die sich nicht verteidigen können ... Großbritannien hat in der Person des Lord Curzon sogar den äußersten Anstand weggeworfen. Der Eroberungskrieg im schamlosesten Sinne des Wortes wird zum politischem Prinzip erhoben. Nach Transvaal jetzt Tibet ...“

Auch in Deutschland befaßte man sich mit der Tibet-Frage, weil sie allzu leicht als Brandfackel nach Indien geworfen werden konnte. In den ersten Monaten des Jahres 1904 ließ der deutsche Kaiser strategische Untersuchungen über einen eventuellen Einmarsch russischer Truppen nach dem Fünfströmland vornehmen. Im deutschen Generalstab kam man zu der Meinung, daß der sogenannte Druck Rußlands auf Indien nicht mehr als ein beliebtes Schlagwort in der englischen Diplomatie sei. Nachdem Wilhelm II. das Gutachten kannte, äußerte er mit bemerkenswerter politischer Einsicht: „Es ist so gut wie unmöglich für ein großes Heer, ohne ganz enorme jahrelange Vorbereitungen und mit Kosten den Marsch auf Indien anzutreten. Derselbe würde eine so lange Zeit in Anspruch nehmen, daß England alle Zeit hätte, seine Vorbereitungen und Gegenmaßregeln zu treffen. Und dann ist es fraglich, ob die Angriffsmee je bis nach der indischen Grenze in noch kampffähigem Zustande kommen würde, sodaß dieser Gedanke aus dem Gebiete nüchterner ‚Realpolitik‘ auszuschneiden hat, um so mehr als Rußland jetzt durch den Krieg mit Japan an Truppen und Mitteln auf lange stark geschwächt ist und noch dazu Milliarden als Kriegskosten verlieren wird und ebensoviel zur Reorganisation und Rekonstruktion nach dem Friedensschlusse braucht, also innerhalb eines Menschenalters für eine solche militärische Aufgabe wie die obige völlig unfähig sein wird. Ganz anders dagegen liegt der Fall, wenn Rußland nach Abschluß eines Bündnisses mit Japan als eine asiatische Macht sich vereint, um die ‚Europäer‘ aus Indien

1) Accounts and Papers, London 1904 (Cd 1920), S. 1080. — 2) Britische Amtliche Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges, Berlin 1929, Band II/2, S. 362. — 3) Gemeint ist die britische Metzlei bei Guru am 4. April 1904, 700 Tibeter wurden getötet und nur zwei Engländer verletzt.

zu werfen. Im Verein mit der dann gewaltigsten Flotte im Osten — Japan — und gestützt auf China als passiven oder aktiven Teilnehmer ist sehr wohl die Eroberung Indiens von der anderen Seite möglich ...“¹⁾ In den Aufzeichnungen des deutschen Militärattachés in London, Major von der Schulenburg, steht folgende bezeichnende Notiz: „... ich weiß von englischen Offizieren, daß in den Tagen dauernd Beratungen gepflegt worden sind über die Verteidigung Indiens, falls es zum Kriege gekommen und Rußland dort einmarschiert wäre. Man rechnete in England damit ...“²⁾

Aber in St. Petersburg hatte man allen Grund, den Brand in Asien zu lokalisieren. Man kannte die ungeheuren Schwierigkeiten eines Krieges gegen Britisch-Indien; denn darauf wäre notwendigerweise jeder russische Schritt in Tibet hinausgekommen, und die britisch-russischen Beziehungen ertrugen keine weiteren Belastungen. Daher veröffentlichte die offiziöse russische Telegraphenagentur am 9. April 1904 Folgendes: „... wie aus London mitgeteilt wird, ist eine Verständigung zwischen Rußland und England über Tibet erreicht worden. Lord Landsdowne hat versprochen, daß die Younghusband-Expedition nicht in Lhasa einziehen werde, wenn es ihr gelänge, vorher eine Verständigung über die Neuregelung der Grenzen und den anglo-indischen Handel durchzusetzen. Werde aber der Einmarsch in Lhasa durch die Umstände zur Notwendigkeit, so wird eine Okkupation nicht die Folge sein. Vielmehr werden die britischen Bevollmächtigten, sobald die gewünschten Verständigungen erfolgt sind, wieder Lhasa und Tibet mit den Truppen verlassen. Mit dieser Regierungserklärung hat sich das Russische Kaiserreich zufrieden gegeben ...“

Mitte April 1904 erbat der Minister für Indien, John Brodrick, in einer Unterhausrede über die tibetische Frage die Genehmigung zu weiteren militärischen Maßnahmen. Es wäre ein Anachronismus, 300 englische Meilen von der Hauptstadt eines Grenzstaates zu halten, mit dem man keine Verbindung erreichen könne, während dasselbe Land mit einem Reiche unterhandle, das in einer unvergleichlich größeren Entfernung läge. Man sei über einen Verhandlungsplatz einig geworden, aber die Übereinkunft sei von tibetischer Seite verletzt worden. Der Vizekönig habe beim XIII. Dalai-Lama Beschwerde erhoben, aber seine Briefe unbeantwortet und ungeöffnet zurückerhalten, wogegen eine tibetische Gesandtschaft nach St. Petersburg entsandt worden sei. Solche Zustände könnten in der Nähe der indischen Grenze nicht geduldet werden. Am 6. November 1903 sei der Vormarsch bis nach Gyangrtse genehmigt worden, da aber tibetischerseits keine Anstalten zu Verhandlungen gemacht würden, müsse die ganze Frage in Lhasa geregelt werden.

Die extremen Radikalen, die Arbeiterpartei und die Sozialisten sowie Kenner der genauen Sachlage waren gegen einen weiteren Einmarsch in das Reich des Dalai-Lamas. Sir Henry Campbell-Bannerman, der spätere Premierminister, nannte das ganze „a mysterius mission“ und spottete darüber, daß ein so unbedeutender Zwischenfall vom 4. November 1903 zum Motiv für ein so kostspieliges Unternehmen gemacht würde: „... Fragen wir uns nur einen Augenblick: Birgt das tibetische Hochland denn Schätze, die einen solchen Einmarsch erklärlich scheinen lassen? Hat es eine Bevölkerung, mit der Handel zu treiben und in Verkehr zu treten, riesigen oder auch nur nennenswerten Gewinn erbringt? Weiß diese Bevölkerung Produkte herzustellen, die von handelspolitischer Bedeutung sind oder werden können? Alle diese Fragen sind, vielleicht die erste ausgenommen, mit Nein zu beantworten. Nur eines hat wahrscheinlich eine große Zukunft und das ist: Tibets Gold. Gold wurde schon in vorhistorischen Zeiten dort gewonnen, und die Funde sollen ihrem Gehalte nach bedeutende sein³⁾. Es gibt Beurteiler, die meinen, daß in jenen Gegenden vielleicht noch die größten Goldgruben der Erde aufgemacht würden. Von diesem Gesichtspunkte aus entspricht das Eindringen Großbritanniens durchaus der englischen Politik an anderen Stellen der Welt, die bekanntlich immer und zu jeder Zeit daraufhin gerichtet ist, sich in den Besitz der Goldfelder zu setzen ...“ Sir Henry Colton bezeichnete das ganze Unternehmen als eine monströse Gewalttat und einen Mißgriff, einen kriegesischen Angriff, der keinen anderen Zweck habe, als ein friedliches Gebiet zu annektieren.

Während die anglo-indischen Truppen trotzdem ihre „müden Glieder nach Lhasa hinaufschleppten“, hoffte der XIII. Dalai-Lama immer noch auf das Erscheinen eines russischen Hilfskorps. Diese Hoffnung war vergebens; denn Großbritannien hatte am 2. Juni 1904 er-

1) Die Große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914, Bd. XIX, Abt. 2, S. 477/78. — 2) Ebd. S. 364. — 3) Die älteste abendländische Kunde über Tibet findet sich in einer merkwürdigen Form bei Herodot, Buch III, 102/105. Dort wird berichtet, daß es im Norden und Nordosten von Kaspatyros (Kaschmir) eine Art Ameisen in einer sandigen Wüste gibt, die beim Bau ihrer Erdhöhlen goldhaltigen Sand zutage förderten (siehe B. Laufer „Die Sage von den goldgrabenden Ameisen“ in T'oungpo, 1908, S. 146).

neut versichert, daß die britische Militärmission mit dem Ziele Lhasa nicht auf Okkupation oder auf dauernde Einmischung in die Angelegenheit Tibets entsandt worden sei, sondern lediglich ein Handelsabkommen erreichen wolle. Der Staatssekretär des Auswärtigen erklärte im Oberhaus: „... Die englische Regierung hat alles Mögliche getan, um die Mitwirkung und Zustimmung der kaiserlich-chinesischen Regierung zu erlangen, aber die Fähigkeit der chinesischen Behörden uns in Tibet beizustehen, ist sehr gering, weil die eigentliche Macht bei dem beim Dalai-Lama akkreditierten chinesischen Amban¹⁾ liegt, der mehr oder minder ein Gefangener in Lhasa ist. Daher hat die englische Regierung sich zu einer Besetzung der Landeshauptstadt entschlossen, weil die Tibeter nicht einen kompetenten Unterhändler mit dem chinesischen Amban den anglo-indischen Truppen entgegensandten. Rußland ist von unseren allgemeinen politischen Absichten benachrichtigt worden ...“

Am 3. August 1904 wurde Lhasa ohne wesentliche weitere Kämpfe erreicht. Der XIII. Dalai-Lama aber hatte seine Residenz, den Dsi Potala, mit unbekanntem Ziel verlassen. Seine Vertretung lehnte jegliche Verbindung mit Younghusband auf das entschiedenste ab, forderte ihn zum Verlassen der Stadt und des tibetischen Landes auf und betonte, daß man sich in keiner Weise als besiegt betrachtete. Dennoch kam am 7. September 1904 unter dem Druck der 3000 anglo-indischen Truppen der erste britisch-tibetische Vertrag zustande. Sein Fundament war die Anerkennung des Rechtes Großbritanniens, überall in Tibet Märkte und Handelsagenturen zu errichten, zu welchen Engländer, Inder und auch Tibeter unbehinderten Zutritt haben sollten, ferner die Berechtigung, unmittelbar mit den tibetischen Behörden ohne Vermittlung der kaiserlich-chinesischen Regierung zu verhandeln, in Lhasa zu diesem Zwecke einen Geschäftsträger zu halten und das Chumbi-Tal so lange zu besetzen, bis die auf 500000 engl. Pfund festgesetzte Kriegsentschädigung bezahlt sei. Ferner enthielt dieses Abkommen folgenden wichtigen Paragraphen:

„Die tibetische Regierung verpflichtet sich, ohne Zustimmung der britischen Regierung a) keinen Teil des tibetischen Gebietes an irgendeine dritte Macht abzutreten, zu verkaufen, zu verpfänden oder anderweitig zur Besetzung zu überlassen; b) keiner solchen Macht eine Einmischung in tibetische Angelegenheiten zu gestatten; c) keinen Vertreter oder Agenten irgendeiner dritten Macht in Tibet zuzulassen; d) keiner dritten Macht oder keinem Untertan irgendeiner dritten Macht Konzessionen für Eisenbahnen, Straßen, Telegraphen, Schürf- oder sonstige Rechte zu gewähren. Sollte die Zustimmung zu der Übertragung solcher Konzessionen erteilt werden, so sind ähnliche oder gleichwertige der britischen Regierung zu gewähren; e) keine tibetischen Staatseinnahmen in Naturalien oder in bar irgendeiner dritten Macht oder einem Untertanen irgendeiner dritten Macht zu verpfänden oder zu übertragen²⁾.“

Das Abkommen wurde in der Audienzhalle des Dsi Potala von Oberst Younghusband, dem Ti Rin-po-c'e des Klosters dGa ldan bei Lhasa und den Vertretern der drei tibetischen Staatsklöster unterfertigt und durch Siegeln beurkundet³⁾. Es hatten sich auch der Resident von Nepal, der Tongsa Pennellop von Bhutan, der chinesische Amban mit seinen Herren eingefunden. Letzterer weigerte sich aufs entschiedenste, den Vertrag gegenzuzeichnen. Oberst Younghusband betonte nach erfolgter Erledigung der Formalitäten:

„... Das Übereinkommen ist unterzeichnet. Wir haben nun Frieden miteinander. Die Mißverständnisse sind beseitigt und die Grundlage zu einer gegenseitig guten Beziehung ist gelegt. In dem Übereinkommen hat die britische Regierung sorgfältig vermieden, nur im geringsten sich mit Eurer Religion zu befassen. Sie hat keine Teile des Landes an sich gerissen, sie hat keinen Versuch gemacht, sich in die inneren Angelegenheiten Tibets einzumischen. Sie anerkennt voll und ganz die Souveränität der kaiserlich-chinesischen Regierung. Unser Bestreben ging nur dahin, Sicherheiten dafür zu erlangen, daß Ihr bei dem Eurerseits durch den kaiserlichen Residenten von Lhasa und militärisch bevollmächtigten Vizegouverneur von Tibet, Exzellenz Sheng Tay, abgeschlossenen Vertrag von 1890 bleibt; daß Handelsbeziehungen zwischen Indien und Tibet, die für Euch nicht unvorteilhafter sind als für uns, errichtet werden sollen, wie sie mit jedem anderen Lande außer Tibet bestehen; daß die Vertreter des britischen Reiches zukünftig in Achtung behandelt werden und daß Ihr bezüglich Eurer Beziehung zu anderen Staaten nicht von der bisherigen Politik abweichen sollt. Den jetzt abgeschlossenen Vertrag werden wir, wie ich im Namen Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Kaisers von Indien verspreche,

1) Der chinesische Resident in Tibet, meist Amban genannt, ist zur Kontrolle der einheimischen Behörden und zur Wahrung der chinesischen Souveränitätsrechte seit 1727 eingesetzt. — 2) Siehe Younghusband „Tibet and India“, London 1912, S. 441—443; Charles Bell „Tibet einst und jetzt“, Leipzig 1925, S. 304—307. — 3) Accounts and Papers, 1905/150.

genau halten; wir werden aber auch seine Innehaltung zu erzwingen wissen. Jeder Bruch des Vertrags wird mit Sicherheit bestraft, jede Störung des Handels, jede Beleidigung oder Mißachtung britischer Untertanen wird geahndet werden. Wir behandeln Euch gut, wenn Ihr nach Indien kommt und nehmt nicht einen Rupie Zoll von Euren Kaufleuten. Wir gestatten den Tibetern, zu reisen und Aufenthalt zu nehmen, wo sie wollen. Wir erhalten die alten Gebräuche des buddhistischen Glaubens, aber wir warten, wenn wir nach Tibet kommen, mit nicht weniger Rücksicht und Achtung behandelt zu werden als wir sie Euch in Indien erweisen werden. Ihr habt uns als schlimme Feinde kennengelernt, als Euren Vertragspflichten nicht nachkamt und die den britischen Bevollmächtigten gebührende Achtung verletzt hattet. Ihr werdet uns als ebenso gute Freunde erkennen, wenn Ihr den Vertrag haltet und El gegenkommen zeigt. Ich hoffe zuversichtlich, daß der Frieden, der soeben geschlossen ist, für Zeiten dauern wird und daß wir niemals wieder gezwungen werden, Euch als Feinde zu behandeln.¹⁾

Wochenlang stand die europäische und asiatische Welt unter dem Eindruck, die britische Regierung habe den Zweck ihrer Expedition nach Lhasa erreicht. Das war keineswegs der Fall. Die russische Regierung nahm das Abkommen zwar zur Kenntnis und erhob nur einige diplomatische Bedenken, die klargestellt wurden. Aber die öffentliche Meinung („Swet“ und die „St. Petersburgskija Wjedomosti“) sah in der zu hohen Forderung von 500 000 engl. Pfund einen Vorwand für eine dauernde Besetzung des Chumbi-Tales. Mit dem Ausschluß fremder Mächte von irgendwelchen Rechten in Tibet sollte einzig und allein Rußland getroffen werden. Erst Ende September 1904 nahm der russische Geschäftsträger in London, Sergej D. Sasonow, der spätere Außenminister, offiziell namens seiner Regierung zum Tibetvertrag Stellung und beanstandete insbesondere die unbefristete Besetzung des Chumbi-Tales, falls die Tibeter den Betrag nicht aufbrächten. Landsdowne antwortete, daß über die Dauer der Besetzung und die Höhe der ‚Entschädigungssumme‘ noch Erörterungen im Gange seien, um den Eindruck einer Annexion zu vermeiden.

Am 11. November 1904 wurde der aus Tibet von Younghusband mitgebrachte Vertrag vom Vizekönig Amthill, dem Vertreter Lord Curzons, ratifiziert, ohne daß er sich um die von China eingelegte Verwahrung kümmerte. Er war wie das Indienamt der Auffassung, daß China niemals auch nur den Schein einer Oberherrschaft über Tibet ausgeübt habe. Die Großmächte waren anderer Meinung. Der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, z. B. erklärte die Tibet-Konvention „für ein unsicheres Gebilde, abgeschlossen von militärischen Leiter einer Expedition nicht mit dem Dalai-Lama, sondern mit einer unbekannten Persönlichkeit ohne Autorität und weder anerkannt von der englisch-indischen noch von der chinesischen Regierung“²⁾. In der Tat war Tibet einwandfrei immer noch ein Bestandteil des chinesischen Kaiserreiches, und ein gültiges Abkommen konnte nur mit der Regierung in Peking geschlossen werden. Der nordamerikanische Gesandte in China, Conger, wies seine Regierung auf die britische Verletzung der ‚open door‘ durch den englisch-tibetischen Vertrag hin, in dem Großbritannien für Tibet beanspruche, was es den Russen in der Mandschurei zum Vorwurf gemacht hatte. Im Falle einer Anerkennung des Lhasaer Abkommens durch China sollten die Großmächte eine Gleichstellung mit England in Tibet auf Grund der Meistbegünstigungsklausel fordern.

Der Erfolg der Tibet-Expedition wurde in englischen Kreisen verschieden beurteilt, obwohl man geschickt verbreitete, daß Großbritannien den Schlag gegen Lhasa nur geführt habe, um das durch die russische Niederlage in Ostasien gefährdete Ansehen der weißen Rasse den Asiaten gegenüber wiederherzustellen! Dadurch hoffte London, einen Teil der verlorenen Sympathien in der zivilisierten Welt zurückzugewinnen.

Die „Times“ warf sogar den Deutschen am 16. Oktober 1904 diplomatische Quertreibereien gegen das englisch-tibetische Abkommen vor, um die Erregung auf den ‚deutschen Störenfried‘ abzulenken: Der deutsche Gesandte in Peking, Freiherr Mumm von Schwarzenstein, habe das chinesische Außenamt gewarnt, den Vertrag vom 7. September 1904 gutzuhießen, da dessen Ratifizierung China in Konflikt mit den anderen Großmächten bringe. Das Auswärtige Amt in Berlin ließ eine amtliche Richtigstellung veröffentlichten und der deutsche Botschafter in London, Graf von Metternich, sprach mit dem britischen Staatssekretär des Auswärtigen über die Lügennachricht der „Times“ und die angebliche deutsche Einmischung in der Tibet-Frage. Dieser äußerte sich dahin, daß er es am liebsten sehen würde, wenn Tibe-

1) Siehe W. J. Ottley „Tibet, mit der bewaffneten britischen Gesandtschaft nach Lhasa“, Berlin 1907, S. 224/225. — 2) Die Große Politik der europäischen Kabinette, Band XIX, Abt. 2, S. 655.

sich selbst überlassen bliebe¹⁾. Die englische Regierung wolle sich nicht in die inneren tibetischen Angelegenheiten und Verhältnisse einmischen, sie wünsche sogar, sich von Tibet nach der Zurückziehung der Younghusband-Expedition fernzuhalten. Falls aber ein fremder Einfluß sich dort geltend machen sollte, so würde es nur der englische sein dürfen²⁾. Wilhelm II. schrieb dazu: „... Curzon hat in majorem sui gloriam die Engländer mit der Expedition hineingelegt! Sie sehen jetzt, daß sie hineingefallen sind, und möchten nun so tun, als ob es eine harmlose Sache sei!“

Es verhielt sich tatsächlich so. Großbritannien mußte sich zu neuen Verhandlungen im Februar 1905 bequemen. China erbrachte durch archivalische Auszüge den Nachweis, daß Tibet nicht — wie man in London behauptete — lediglich in einem losen Tributverhältnis zu Peking stände, sondern daß es schon mehrmals chinesisches Reichsgebiet war, ehe Großbritannien als Staat bestand. Dagegen konnte die englische Regierung nichts einwenden, zumal sie zugeben mußte, daß Curzon und Younghusband ihre Anweisungen überschritten hatten. Der VI. Artikel wurde abgeändert: die Besetzung des Chumbi-Tales auf drei Jahre und die Entschädigungssumme auf ein Drittel herabgesetzt. Dem russischen Botschafter in London wurde zugesagt, daß der in Lhasa getätigte Vertrag nur als Entwurf gelte und die neuen Verhandlungen mit der kaiserlich chinesischen Regierung im Februar 1905 zu Kalkutta begännen. Im englischen Unterhaus rief ein Abgeordneter nach Bekanntgabe dieses Vorhabens, „... the whole policy of His Majesty's Government in Asia would to a certain degree be stultified ...“³⁾.

HANS VON BECKER

Zur Frage der geschichtsbildenden Elemente

Die Geschichtsphilosophie hat von altersher den Gründen nachgeforscht, die bestimmte Völker zu aktiven Hauptträgern der Menschheitsgeschichte machten und andere in eine vegetative, passive Rolle versetzten. Rasse, Klima, geographische und wirtschaftliche Gegebenheiten wurden neben der Ideengeschichte als Argumente zur Klärung mit herangezogen. Schwierig wird aber das Problem, wenn die genannten naturhaften Voraussetzungen einander ähneln und trotzdem — bei Nachbarn womöglich — völlig andere geschichtliche Ergebnisse festzustellen sind. Ein zweites tritt hinzu: Ein und dasselbe Volk kann sich in verschiedenen Perioden seiner Geschichte völlig verschieden verhalten. Aus stagnierender Ruhe wird es wie durch eine Umschaltung plötzlich aufgerüttelt, ändert seinen Charakter, wird expansiv — oder versinkt wieder in träge Stille. Die wahre Triebkraft zu solchen Veränderungen ist unklar, geradezu mystisch. Sie scheint aber psychischen Elementen zu entstammen.

Eine Möglichkeit, dieses Dunkel etwas zu erhellen, bietet die Beobachtung möglichst einfachen Volkstums, wo die ethnischen, kulturellen und geoklimatischen Beeinflussungen leichter erfaßt werden können — also in den Rückzugsgebieten der Menschheit, bei sogenannten primitiven Stämmen. Denn hier läßt sich auch die geistige Gestalt leichter analysieren als in dem Bereich der Vollkulturen, die in ihrer Vielgestaltigkeit und in der Ineinanderschichtung verschiedenster Kulturtypen verwirrend wirken. In solche Richtung laufende Untersuchungen drängten sich mir bei eigener Feldforschung durch eine merkwürdige Beobachtung auf. Bei einzelnen südamerikanischen Stämmen des Gran Chaco stellte ich das Fehlen von durch Tradition und Sagen erhaltenen geschichtlichen Elementen fest. Dies ging so weit, daß nur mit größter Schwierigkeit die Namen hervorragender Häuptlinge aus den letzten Generationen zu ermitteln waren, wobei die Richtigkeit auch dieser Namen fraglich war.

Der Grund hierfür konnte in einer bestimmten Einstellung zum Seelen- und Totengeisterglauben festgestellt werden. Nach dem Glauben dieser Stämme hat der Mensch eine Seele.

1) Dazu Anmerkung des deutschen Kaisers: „Dann hätte er es in Ruhe lassen sollen.“ — 2) Die Große Politik der europäischen Kabinette, Band XIX, Abt. 2, S. 655/656. — 3) „... die gesamte Politik von Seiner Majestät Regierung in Asien wäre bis zu einem gewissen Grade der Lächerlichkeit preisgegeben...“, Accounts and Papers, 1910/213.

Bei Bewußtsein ist sie im Körper, bei Träumen verläßt sie ihn. Träume sind die Erlebnisse der Seele auf ihren Wanderungen. Im Tod verläßt die Seele gleichfalls den Körper. Aber diese Lösung ist gewaltsam, durch die Einwirkung böser Geister oder zauberischer Gewalten hervorgerufen. Ein normales Sterben gibt es nicht! Der Tod erschreckt daher die Seele außerordentlich und macht sie mit der Wegnahme ihres Körpers bössartig und rachsüchtig. Sie streicht längere Zeit in der Nähe des Sterbeortes umher und schädigt die lebenden Menschen, denen sie den Besitz ihrer Körper mißgönnt. Die Seele trachtet auch, an den Zaubern oder Geisterkräften, die ihren irdischen Tod verursachten, Rache zu nehmen.

Aus dem Angeführten ergeben sich zwei Folgerungen für das Verhalten der Überlebenden: Zunächst müssen alle Vorkehrungen erfolgen, um sich vor der Bösartigkeit der Toten Seele zu schützen; außerdem muß der Verstorbene im Kampf gegen die Urheber seines Todes mit allen Mitteln unterstützt werden. Und es geschieht wirklich alles! Der Leichnam wird gefesselt; die Körperstelle, in der das Todesübel nach Ansicht des Zaubersachverständigen saß, wird durchbohrt, die Gliedmaßen werden gebrochen. Das Grab wird knapp vor Sonnenuntergang vorbereitet und muß vor dem Verschwinden der Sonnenscheibe geschlossen sein. Magische Worte werden gesprochen, magische Pflanzen verbrannt, deren Rauch die Begräbnisteilnehmer einatmen; man vernichtet alle dem Toten gehörigen Gegenstände oder legt sie dem Grab bei. Alle Bewohner des Lagers verlassen, nachdem sie die Hütten verbrannt, die Feuerstellen vernichtet gemacht haben, Hals über Kopf den Sterbeort und bauen in größerer Entfernung ein neues Lager auf. (Zur peinlich genauen Beseitigung der Feuerstellen sei erwähnt, daß nach Indianervorstellung die Totenseelen sehr frieren und deshalb zu den ihnen aus dem Leben bekannten Feuerstellen schleichen.) Die wenigen Begräbnisteilnehmer verlassen eilig die Grabstelle und werden im neuen Lager mit vorbereitetem heißen Wasser gereinigt und — ebenso das Lager — mit Rauchholz beräuchert. Die nächsten Angehörigen des Verstorbenen müssen sich vom Lager abseits halten, dürfen nicht aus gemeinschaftlichen Töpfen essen und werden erst einige Wochen später mit Reinigungszeremonien aus diesem Bann entlassen. Wochenlang ertönt Nacht für Nacht, von Sonnenuntergang bis -aufgang der magische Abwehrgebet gegen den gefährlichen Totengeist mit zauberkräftiger Rasselbegleitung. Letztendlich und wichtige Sicherung aber ist das Verbot, den Namen des Verstorbenen zu nennen. Muß seiner erwähnt werden, so geschieht es in Umschreibungen: ‚der, der war‘, ‚der, der früh lebte‘. Selbst die Benachrichtigung der Freunde des Verstorbenen vollzieht sich in der Form, daß die nächsten Angehörigen plötzlich vor ihnen zu weinen und klagen beginnen. Die wortlose Totenklage sagt alles. Der Name ist gewissermaßen ein zweites Ich, in mystischer Art mit der Persönlichkeit verbunden; durch die Nennung gerät man in den Kräftekreis des Namensträgers. Fühlt sich jemand von bösen Mächten verfolgt, wechselt er seinen Namen. Jeder führt verschiedene Namen, verschweigt oft den wahren, den nur die nächsten Angehörigen wissen. Daneben laufen noch alle jene magischen Handlungen, die dem Toten Unterstützung im Kampfe gegen die bösen tötenden Mächte leihen.

Alle diese Vorkehrungen sind vom Standpunkt magischer Denkart aus klar und zweckmäßig: Alles, was mit dem Toten zusammenhängt, ist lebensgefährlich. Er selbst muß als Wiederkommen gehindert, seine bösen Kräfte gewissermaßen in andere Richtungen geleitet werden. Eine solche Geisteshaltung aber läßt geschichtliche Tradition von vornherein nicht aufkommen. Der berühmteste Häuptling, der tapferste Krieger versinkt nach dem Tode in einen künstlichen Abgrund der Vergessenheit. Ihn nur beim Namen zu nennen, ist bereits Gefährdung der eigenen Sicherheit. Bei Völkern solcher Geisteshaltung existiert daher nur eine Tradition: die der religiösen Vorstellungen und der magischen Verrichtungen zur Abwehr gegen die Gefährdungen durch Geister, Tote und böse Naturgewalten.

Im Zusammenhang mit dieser pessimistischen Einstellung gegenüber dem Totengeist steht nicht nur das Fehlen einer Geschichtsbildung, sondern auch eine eigentümliche und einseitige Entwicklung des künstlerischen Schaffens. Vor der ungeheuerlichen Aufgabe, alle menschlichen Kräfte zum ständigen Kampf gegen Angriffe aller Arten von Dämonen, Totenseelen, Tiergeistern und Gespenstern aufbieten zu müssen, hat sich eine Kunst entwickelt, die alle Merkmale apotropäischer Gestaltung in sich trägt. Der Drang zur Ähnlichkeit ergibt sich nur im Jagdzauber und den ihn begleitenden Tierdarstellungen, worin ein zuweilen geradezu

unwahrscheinlicher Realismus entwickelt ist. Im übrigen führen die magischen Sinnbilder mit ihren Abkürzungen zur geometrischen Stilisierung, zur Abstraktion.

*

Ganz anders liegt der Fall bei jenen Völkern, die im Verstorbenen, besonders im Ahnen, helfende Kräfte vermuten. Zunächst besteht kein Zwang, den Ort des Todes sofort zu verlassen, das Grab möglichst zu verstecken. Im Gegenteil, der Tote bleibt nah, der Familie erhalten. Oft wird das Grab innerhalb der Behausung angelegt. Diese Einstellung unterstützt den Hang zur Seßhaftigkeit, führt außerdem zur Neigung, den Ahn irgendwie sichtbar zu erhalten. Von der Erhaltung der Leiche bis zur Verkörperlichung durch Leichenschmaus, vom Schädelkult bis zur Nachbildung des Toten im Bildwerk spannt sich die ungeheure Auswirkung dieser scheinbar geringfügigen Änderung einer einzigen religiösen Vorstellung. Die Kenntnis der Ahnen muß erhalten bleiben. Die Familie wird zum Begriff, in dem die lebende Generation nur den geringsten Teil bildet. Mit der erhaltenen Kenntnis vom Tun der Vorfahren entwickelt sich das Wissen um eine eigene Stammesgeschichte. Beides fordert Hilfsmittel des Gedächtnisses, also Entwicklung rhythmisch gebundener Erzählung oder Verdinglichung durch Skulptur und Zeichnung, die aus dem Willen zur Ähnlichkeit mit dem Ahnen zum figürlichen Realismus führt. Außerdem zwingt die Gedächtniserhaltung des Familien- und Stammesgeschehens zur bildlichen Darstellung, zu deren Vereinfachung durch konventionelle Zeichen — also am Ende auch zur Entwicklung der Schrift.

Ein sachliches Beispiel führt in die unmittelbare Nachbarschaft der Chacostämme: Dort entwickelte sich — allerdings in anderer Klimatalage — das expansivste Kulturvolk Südamerikas, das einzige Volk des gesamten Doppelkontinents, das einen politischen Großraum schuf, die Khetschua. Seine Herrscher konservierten die Vorgänger in Mumienform, bewahrten jedem toten Inka den Hofstaat und zogen die Ahnenreihe den Staatsakten in leiblicher Person bei. Die Mumien der verstorbenen Inkas wurden bei Festbanketten wie Lebende an die Tafel gesetzt. Die Ahnen spielten auch im Dorf der Khetschua-Bauern eine durchaus positive und segnende Rolle. Ihre Beziehung zu Erntesegen, zu Fruchtbarkeit von Mensch und Tier ist klar ersichtlich. Im Zusammenhang mit dieser Wertung des Toten-geistes zeigt sich — trotz Fehlen einer entwickelten Schrift — im Reich von Cuzco eine weitreichende Geschichtstradition, aufgebaut auf mündlicher, aber systematischer Überlieferung des Wissens in organisierten Priester- und Adelsschulen. Der Stamm, der den Totenseelen und Ahnen helfende Kräfte zuschrieb und sich viel weniger vom Glauben an die Bösartigkeit aller Naturmächte und Geister beeindrucken ließ als die Chacostämme, wurde zum Herrschervolk eines politischen Großraumes, während die letzteren nicht einmal zur Seßhaftigkeit gelangten, trotzdem die Voraussetzungen an vielen Stellen gegeben waren.

Ein einziges Beispiel, aus dem geistesgeschichtlichen Sektor herausgegriffen, zeigt sich bereits als ausschlaggebender Faktor für die Entstehung eines der Grundelemente, die für den weiteren Entwicklungsverlauf eines Volkes maßgebend sind: Verlust oder Festhaltung des Abnenerbes mit allen unalshbaren Folgen. Um aber brauchbare Resultate für eine objektive Geschichtsdeutung zu erhalten, müßte die analytische Durcharbeitung den Gesamtbereich geistiger Kultur erfassen, — ein kaum begonnenes Unternehmen gewaltigsten Ausmaßes! Der Weg ist vorgeschrieben. Er kann nur bei den einfacheren Gegebenheiten beginnen, also beim ethnologischen und urgeschichtlichen Material. Dann erst kann die Geschichte der Voll- und Hochkulturen herangezogen werden, in die das Erbe der geistesbedingten Kräfte aus 'primitivem' Urgrund unvermindert hereinreicht und nur infolge der Übersichtungen verschiedenster Kulturtypen unkenntlich geworden ist.

In der menschlichen Geschichte gibt es keine Tat ohne eine davorstehende Meinung, Überzeugung oder einen Glauben. Da jede Willensäußerung von diesen abhängig ist, wird die Tat als geschichtlicher Teilbegriff nur verständlich, wenn man ihre geistigen Voraussetzungen zu erfassen oder zu rekonstruieren in der Lage ist. Dieses Ziel ist früher wissenschaftlich nicht angestrebt worden, weil sich auch der Europäer seiner Zeit- und Ortsgebundenheit nicht klar bewußt war und sein eigenes Weltbild zur Erklärung von Taten heranzog, die aus völlig anderer Grundeinstellung zur Welt gesetzt wurden. Deshalb ist das Ziel auch nicht leicht erreichbar, da es nicht jedem gegeben ist, sich in ein anderes Weltbild zu versetzen.

Betrachtungen zum Zeitgeschehen

Azad Hind und Eire. Das Freie Indien und das Freie Eire sind zwei Erdstellen, an denen Unterwanderung, vor furchtbarem, unmenschlichem Wirtschaftsdruck ausgewichen, sich gegen alle Überschiebung durch überlegene Gewalt der Macht, Technik und Wirtschaft aus fast metaphysischen Tiefen wieder aufrichtet. Wer die Analogie zu diesem Vorgang an der Eispressung eines ‚Schlages‘ in einem unserer Hochlandseen, in den Krustenbewegungen eines Vulkankessels je mit vergleichenden Augen sah, steht erschüttert vor seiner Naturgewalt und der langhin strafenden Gerechtigkeit, die sich darin offenbart.

Es mußten Millionen von Indern aus Zuständen dauernder Hungersnot und Ausbeutung nach Südafrika und nach Südostasien (Birma!), mehr als sieben Millionen Iren in den Volkskörper der USA. hineingepumpt werden, bis sich dort die Kräfte ballten, die ihrer Heimat den Auftrieb gaben, sich mit den zuerst unterwanderten Kräften zu empören und die so entstandene Bewegung auf die Heimat zu übertragen. Das geschah zuerst passiv, wie im Widerstand eines Gandhi, eines O'Connor oder Parnell, dann aktiv, wie in Subhas Chandra Bose, dessen deutsches geistiges Werkzeug zur Sammlung seiner Landsleute, „Azad Hind“ die Zeitschrift für freies Indien, in der 1. Nummer des Jahrgangs 1944 vor uns liegt, mit einem geopolitisch höchst gedankenschweren, auswertbaren Inhalt, der mit dem „Unabhängigkeits-Manifest“ beginnt.

Es ist bezeichnend, daß Indien und Eire sich in der Sprache ihrer Unterdrücker an die Welt wenden müssen, um von ihr verstanden zu werden und ihr Gewissen zu wecken, das fest auf Dividenden und Raubbaugewinnen schläft. Aber es ist auch bezeichnend für das innere Recht Mitteleuropas im Kampf um seine Freiheit und Selbstbestimmung, daß neben dem englischen Original seine Übersetzung in deutscher Sprache steht! Es hat lange genug gedauert, bis Vorkämpfer der indischen Freiheit die Hypnose überwand, die sie hinderte, im nationalen Deutschland und Japan die Möglichkeit befreiender Helfer — und nicht ihrer Unterdrücker — zu erkennen. Der Bann ist gebrochen. Daß es ihn gab, beweist, mit welcher Aufmerksamkeit weltüber Unterwanderungs- und Überschiebungsbewegungen und ihre Dynamik verfolgt werden müssen.

Indopazifische Überkreuzungen. Im Abendland dürfen neben den vielfachen eigenen Überkreuzungsvorgängen bei Unterwanderung und Überschiebung (wie im Mittelmeerraum im Nahen Osten und in der osteuropäischen Zerrungszone) die heute noch lebendig wirkenden im indo-pazifischen Raum nicht übersehen werden. Der Inder K. M. Panikkar legt in seinem Buch „The Future of South-East-Asia“ (Allen & Unwin) den Finger auf die Überkreuzungsnarbe zwischen indischem und ostasiatischem Lebensraum, die namentlich in Malaia noch kurz vor dem Kriege durch Untersuchungen und Ausgrabungen in ihrer Entstehung weit zurückgeführt werden konnte. Ehe der Buddhismus Brücken schuf, sind schon in Kedah, Perak und Johore die Spuren indischer Wanderwellen (Schiwa-Tempel, Paläste, Unterbauten) gefunden worden, die auf die Jahre 300 bis 550, 750 in verschiedenen Wellen zurückgehen — was in Indien unvergessen ist und von solchen ans Licht gezogen wird, die ein Interesse an Spaltungen haben. Jedenfalls überschneiden sich die west-östliche Breitenausdehnung und die ostasiatische nord-südliche meridionale als Dauermotiv an der indo-pazifischen Schwelle, auch wenn jetzt durch die geschickten japanischen Neubildungen und den Einfluß chinesischer Wirtschaftsbelange Ausgleich geschaffen werden. Das verstärkt die Zerrungen zwischen den Westpazifikanliegern und außenbürtigen Einflüssen! —

Wer in Mitteleuropa meinen sollte, daß der Aufbau einer indischen Freiheitsarmee im japanischen Rahmen von Shonan-Singapur und Birma aus ohne Überwindung vieler Reibungen und ohne viel Geduld japanischer Wehrmacht wie indischer Politiker vor sich ging, würde irren.

Zur Geopolitik von Manipur. Der in sehr wechselnder Größe (ca. 14 500 qkm, rund $\frac{1}{2}$ Mill. E.) im indobirmanischen Grenzgebiet viel umkämpfte, rassenmäßig und kulturpolitisch stark überschobene Fürstenstaat Manipur mit seiner Hauptstadt Imphal hat eine stolze kriegerische Vergangenheit. Er hat sich seit altindischen Zeiten für seine wilde Freiheit oft gewehrt, bis er in wiederholten Kämpfen (1714, 1762, 1824—26, 1891) seiner Grenzlage zum Opfer und der überlegenen Macht des indischen Kaiserreichs zur Beute fiel. Im Westflügel des Gebirgsfächers zwischen Brahmaputra und Mekong, vor den sogenannten meridionalen Stromfurchen Südasiens, mit dem Kern, einem Hochtal von 85 km Länge und 35—40 km Breite, zwischen zwei der niederschlags- und insektenreichsten Regenlöchern der Erde gelegen, ist er eine Art natürlicher morphologischer und klimatischer wie rassenmäßiger Grenzfestung über dem ohnehin auflüpfischen und unruhigen volkreichen Ostbengalen und dem weniger dicht bevölkerten Assam. Er würde, wie man in Neu-Delhi und Ceylon genau weiß, in der Hand der von erprobten japanischen Divisionen gerahmten indischen Freiheitsarmee weithin nach Indien hinein fanalartig wirken, ähnlich etwa wie die Tiroler Bewegung Andreas Hofers in den Deutschen Volksboden vor den Befreiungskriegen hinein gewirkt hat. — Als der indische C. I. C. Feldmarschall Birdwood als einziger seines Zeichens die ganze Birmagrenze gegen China persönlich abtritt, galten seine Ritte und Bergwege an den Rändern des oberen Tschindwin- und Irawaddy-Tals als bemerkenswerte Leistungen in der Dschungel-Überwindung gefährlicher Tropenstrecken. Daß auf solchem Kampffeld birmanische, indische und japanische Truppen unter tropenkundiger japanischer Führung gegenüber britischen und us-amerikanischen Kontingenten mit hastig ausgebildeter, tropenfremder mittlerer und unterer Führung ein Vielfaches an Überlegenheit entfalten, ist unseren geopolitisch geschulten Lesern klar. So wird Manipur auf beiden Seiten als wehrgeopolitische Kraftprobe von Rang, nicht als Grenzkampf unter vielen anderen gewertet. K. H.

Die Negerfrage in USA. Da kam in Georgia ein Neger in einen Tabaksladen. „Bitte, ein Paket Prince Albert!“ (Es steht der Prinzgemahl mit dem bekannten Rock darauf.) — „Nigger,“ sagte der Verkäufer (Wie so ganz nach Herrenvolk die Anrede klingt!), „kannst du nicht sehen, daß der Mann auf der Büchse weiß ist, so weiß wie ich? Da sagt man Mister!“ „Well, Mister Prince Albert.“ (Geduldig und an Kummer gewöhnt!) — Das ist amerikanische Schichtung: Verkäufer und Prinzen auf der einen Seite, Schwarze auf der anderen Seite — Demokratie!

In dieser Anekdote ist das amerikanische Negerproblem für Nachdenkliche gut zusammengefaßt. Um sich als Herr zu fühlen, braucht der kleine Geist einen, auf den er herabsehen kann, und der Neger ist zur Hand. An den Indianer, der gewissermaßen der Hausherr bleibt, wagt man sich nicht; Indianerblut in den Adern gilt als fein: Viele führende Mayflowerfamilien haben ihrem Stammbaum die Häuptlingstochter Pocohontas zwanglos eingegliedert.

In jedem Kriege hat bisher die schwarze Rasse in den Vereinigten Staaten einen Schritt zu ihrer Emanzipation getan, aber die Schritte waren „painfully slow“, peinlich langsam. Auch jetzt wieder. Darum kann man annehmen, daß während der Abfassung des jetzt nach fünfjähriger Forschung erschienenen Standardwerkes über die Negerfrage sich nichts Wesentliches geändert hat, trotzdem die Entwicklung im Fluß ist. Das Werk führt den bezeichnenden Titel „Ein amerikanisches Dilemma: Das Negerproblem und moderne Demokratie“ (von G. Mylnar bei Harper, Newyork).

Die zwei Bände zählen 1483 Seiten, sie gehen gleichmäßig in die Breite und die Tiefe und bieten natürlich eine Fülle wissenschaftlichen Stoffes aus den Gebieten der Volkswirtschaft, Soziologie und Völkerpsychologie. (Eine eingehendere Würdigung folgt später.) Die Begleitumstände der Entstehung des Buches sind eigenartig. Die Carnegie Corporation hatte einen schwedischen Gelehrten, Dr. G. Mylnar, im Jahre 1938 nach den Vereinigten Staaten kommen lassen und ihm 75 Mit- und Hilfsarbeiter zur Verfügung gestellt, um unparteiische Erhebungen in der Negerfrage anzustellen. Die Wahl war, wie gesagt wird, auf den Genannten gefallen, weil er 1. ein fähiger Wissenschaftler und 2. kein Amerikaner ist, und daher auf den Neger mit einem „völlig frischen Sinn“ blicken könnte.

Das auf jeden Fall hat er getan. Man kann sagen, daß er der Wahrheit analytisch auf

den Grund gekommen ist und sie auch ausgesprochen hat, naturgemäß — als geehrter Gast — in lebenswürdiger Form. Andere in Amerika, die sich neuerdings wieder mit der Negerfrage befaßt haben, weil sie sich durch die dauernden ‚Negerunruhen‘ (riots) verschärft hat, vertreten die Ansicht, sie sei durch den Krieg zu ‚dem Range eines Weltproblems erhoben‘. Das ist gleichzeitig richtig und falsch. Richtig, weil die Unterdrückung von Afrika-Abkömmlingen — etwa wie die Sklaverei in Abessinien — die Welt etwas angeht als ein von allen unangenehm empfundenes Überbleibsel aus roherer Zeit, und falsch, weil es sich um eine innerpolitische Frage handelt, mit der die USA. selber fertig werden müssen, — vielleicht, indem sie die dunklen Mitbürger wieder nach Afrika (Liberia) zurücksenden oder durch Schaffung eines neuen Staates (Protektorates) aus dem ‚Schwarzen Gürtel‘ mit Ausschluß der Ostküste Floridas und eines Mississippikorridors und durch Austausch der Bevölkerung, die dort nicht hinpaßt. Bis dahin bleibt der Pfahl im Fleisch stecken.

Patent-Vorschläge zur Lösung macht Mylnar nicht; er ist für Amalgamierung und der Präsident Roosevelt in den staatlichen Verfügungen anscheinend auch. Sie bleiben bedeutungslose Gesten im Gegenwind der Öffentlichen Meinung. Mylnar sagt: „Es werden die Gesetze des (amerikanischen) Volkes zu hastig geschrieben; dann geht ihre Wirksamkeit verloren oder wird aufgelöst durch schlappe und unpassende Verwaltung.“ Also wird man dem Neger von dieser Seite aus wenig helfen können. Die soziale Ächtung, der Ausschluß vom besser bezahlten Arbeitsmarkt sowie das Fortdrängen von der Wahlurne bleiben vorläufig bestehen. Doch da ist die CIO, die bolschewistisch ausgerichtete und geleitete Gewerkschaft. Sie nimmt Schwarze als Mitglieder auf. Dahinter stehen die Sowjets mit dem Druck von unten und mit Kenntnis der Methoden, ihn wirksam zu machen. Da ist ferner die Binnenwanderung. Im Norden darf der Neger im selben Kino sitzen wie die anderen. Und da ist das Hineinfiltrieren in die Wehrmacht. Mylnar sagt: „Das Negerproblem ist grimmig, aber nicht hoffnungslos.“ Durch die ganz neuen Wendungen, die es nimmt, wird die Hoffnung allerdings geringer. „Es stellt ein jahrhundertlanges Zurückbleiben der öffentlichen Moral dar,“ meint der Schwede, und „Amerika kämpft dauernd für seine Seele“ ... und „ist gegen die Sünde“. Nun gut! Da ist eine Sünde, die man beschleunigt tilgen kann. Die Selbsterkenntnis ist nur der erste Schritt dazu. Aber es scheint doch so, daß die Vereinigten Staaten, deren Materialismus Mylnar schöpfungsfähig sucht, lieber in ihren Sünden beharren, nicht nur auf diesem Gebiete, sondern ganz allgemein, wie ihr Kriegseintritt und ihre brutale Kriegsführung trotz der bereuten Jugendsünde unter Wilson beweist.

Nach Mylnar fühlt sich Amerika selbst „als die Menschheit in Miniatur“. „Es hat Erfahrung, rassische und kulturelle Verschiedenheiten zu vereinigen.“ — „So ist das Negerproblem nicht nur Amerikas größtes Versagen, sondern auch Amerikas unvergleichlich große Gelegenheit für die Zukunft.“

R. W.

Wer seine weltpolitische Selbsterziehung klar und zielbewußt in die Hand nehmen will, muß sich die Überschau über alle weltpolitischen Kraftfelder zu gewinnen und zu erhalten suchen und lernen, die ganze Oberfläche unseres Erdballs so weit als weltpolitische Einheit zu sehen. Er muß sich gegenwärtig halten, daß keine Erschütterung und Lagenveränderung in einem noch so entfernten, scheinbar abgeschlossenen Teilgebiet sich abspielen kann, ohne daß sie ihre Wellen durch das Ganze sendet. Solche Fernwirkung, durchaus dem Rundlauf der Erdbebenwellen um die Erde vergleichbar, kann schwache und baufällige Staaten- und Völkergebäude weltüber zum Einsturz bringen, wenn sich der eigentliche Bebenherd längst wieder erholt hat.

Um alle diese Wirkungen und Gegenwirkungen, das Kreuzen, die Gezeitenwechsel des weltpolitischen Wellengangs zu übersehen, sich das Gefühl zu schaffen, als ob man — wenigstens verständnisvoll zuschauend — an einem riesigen Schaltbrett stände, von dem aus die Kraftströme teilweise gelenkt, mindestens der übrigen Welt begreiflich gemacht werden können: dazu gehört in erster Linie geopolitische, in zweiter volkspolitische Schulung und Selbsterziehung.

Karl Haushofer, Weltpolitik von heute.

KARL HAUSHOFER

Aus dem Schrifttum

Unterströmungen und Unterwanderung

Reinhard Hüber: „Arabisches Wirtschaftsleben“. Heidelberg-Berlin-Magdeburg, 1943, Kurt Vowinkel Verlag, 140 S., 10 Kartenskizzen, 64 Stat. Taf.

Professor Dr. Max Hannemann. „Die Verlagerung der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten seit dem Ersten Weltkrieg“ in „Lebensraumfragen“, Bd. III, Tl. I, S. 513—537, 3 Karten.

Zur rechten Stunde, da sie eine Strophe und Gegenstrophe dem Unterwanderungs- und Überschiebungsproblem der Menschheit widmet, führen der ZfG. zwei interessante Erscheinungen aus ältesten Teilen der alten Welt und unruhigsten Unterwanderungsgebieten der Neuen Welt Beispiele zu.

Reinhard Hüber zeigt — namentlich in seinem höchst fesselnden I. Teil über die Grundlagen arabischer Wirtschaftsentfaltung und dem Abschnitt „Fremde Wirtschaftsherrschaft und eigene Gestaltung“ —, wie einer der ältesten und ehrwürdigsten Kulturräume der Menschheit mit großen schlafenden Bodenschätzen „vom Maschinenzeitalter überannt“ und mit fremden Machtschichten überschoben wurde und nun wieder zur Selbstbestimmung empordrängt, ähnlich einer Eisscholle, die vielleicht den ganzen Berg überstürzt, der sich auf sie geschoben hatte. Wie das im einzelnen geschehen kann, verrät Reinhard Hüber in gedrängtem Text, scharf überzeugenden Karten und mit Bienenfleiß zusammengetragener Statistik. Wer den sich erneuernden Nahen Osten in seinen Antrieben verstehen will, kann daran nicht vorbeigehen.

Max Hannemann aber, der gründlichste Kenner des Neger- und Volksverschiebungsproblems in den USA., läßt uns erkennen, wie sich dort eine Binnenwanderung vollzieht, die etwa biologisch der Wiedereinschwemmung alter Fieberinfektion in die neuen Blutbahnen eines riesigen, überstreckten Wirtschaftskörpers vergleichbar ist. Es kann sein, daß der robuste, aber stark durch Raubbau angegriffene Raumkörper die Neger- und Semiten-Invasion, wenn auch fiebergeschüttelt, übersteht. Aber es kann auch sein, daß der jähe Wiederaufstieg der Unterwandernden die Blut- und Nervenbahnen an Stellen erreicht, die sein Wesen verändern und ihn dann zu einem der gefährlichsten Bazillenträger der Menschheit machen, gegen die alle Zustände der Alten Welt mit ihrer Anpassung harmlos sind. Deshalb stellen wir gerade hier diese beiden Unterwanderungszeugnisse einander gegenüber.

Japan first??

Belman Morin: „Circuit of Conquest“ New York, Alfred Knopf, 361 S., 3 Dollar.

Clark Lee: „They call it Pacific“ New York, Viking Press, 374 S., 3 Dollar.

Hillis Lory: „Japan's Military Masters“ New York, Viking Press, 256 S., 2,5 Dollar.

Je mehr US-Amerikaner ihr pazifisches Gegenüber wirklich kennen, desto mehr waren im letzten Sommer mit dem isolationistischen Senator Chandler und seiner Gefolgschaft der Meinung, daß von den Zweifronten-Kriegen der USA. der pazifische wichtiger sei als der atlantische.

Drei Journalistenbücher, wie die oben genannten, aber auch so ernste Problemkenner, wie J. Lossing Buck für China, Indien-Experten, wie Sir Thomas Holderness schon 1911, Sir John Megaw (Indiens Generalarzt) 1933, zwangen dazu, die Augen der Tatsache zu öffnen, daß die erträumten Festlandbasen für die zweite Weltkriegshälfte II, Indien und China, obwohl zu 75—80% Agrarländer, unter akuten Hungersnöten standen, zu 60% unterernährt und so durchaus nicht imstande waren, eine feste Grundlage für das damals schon zum Herbst 1943 erträumte Vorgehen gegen das zu allem entschlossene, in sich verfestigte Japan zu bilden.

Inzwischen ist die Hungersnot schlimmer, die Brüchigkeit der Assamfront gegen Birma offener geworden. Daß mehr als eine der japanischen Inselbesatzungen im Pazifik bis auf den letzten Mann gefallen sind, bestätigt mehr Hillis Lory als seine leichtfertigen Kritiker in „Amerasia“, obwohl auch sie bemerkten, daß trotz der so sehr von Morin gerühmten Güte der Kolonialverwaltung von Indonesien sich nach 340 Jahren holländischer Herrschaft keine Flinten unter den 70 Millionen Javas für sie rührten, unter denen freilich nur 5 Millionen lesen und schreiben konnten.

Wenn man aber in USA. warten will, bis China und Indien durch soziale Landreform brauchbare Blutspender für den us-amerikanischen Imperialismus werden, dann wird allerdings der dreißigjährige Krieg eine flüchtige Angelegenheit gegen den pazifischen sein, und das Schlagwort „Japan last“ einen unheimlichen Sinn für Angloamerikaner gewinnen können.

Wer wird dann zuletzt Überschieber, wer der Überschobene und Unterwanderte sein? Japan, China, India first oder last?

Die soziale Frage in Indien

Der gleichnamige und schwierigste sechste Band der Indien-Reihe (von Dr. H. Beythan, 1943, Vowinkel Verlag) war ursprünglich von indischer Seite verheißten. Aber Kenner der Frage werden es begrüßen, daß ihn ein europäischer Indolog von Rang übernahm; denn hätte ihn ein Islambekannter geschrieben, würde ihm die Hindumehrheit, hätte ihn ein Hindu geschrieben, würde ihm die Islamminderheit wie ein Korb voll Kobras entgegengefahren sein. Wenn wir uns der dicken Bände erinnern, die über diese Frage in Indien geschrieben wurden, sind wir uns klar, daß wir bei nur 168 Seiten viel zwischen den Zeilen lesen und die Perlen feinsten Werturteile aus dem notwendigen Fachbau herausuchen müssen. So beginnt Ref. seine zweite Lesung des Buchs mit der Schlußbetrachtung — einem erlesenen Genuß —, um dann das Schlüsselkapitel „Die Erziehung“ aufzuschlagen, wo er z. B. auf S. 125 in fünf Zeilen eine Wertung Akbars als Erzieher fand, die allein ein Buch über den hellstichtigsten Agrarpolitiker Indiens rechtfertigen könnte. Liest man übrigens seines Großvaters Baber Erinnerungen, so kommt man zu der Ansicht, daß es mit der „positiven Schulbildung“ der Großmogule so schlimm nicht bestellt gewesen sein kann. Beythans Buch sprüht von blitzenden Lichtern auf die soziale Frage des sozial schwierigsten Landes der Erde; etwa auf S. 1 mit der brillanten Beleuchtung der Dorfgrundlage, auf S. 2 und 3 („Tempel als Wehrkirchen“, die so furchtbare Massenschlächtereien durch den Islam erlebt haben; Deogiri u. a.), auf S. 95 (über die Seuchenverwüstungen), S. 96 (den Raubbau mit der Volkskraft), auf S. 99 bei den „Gewerkschaften, über den aus der Kaste übernommenen Instinkt zum kollektiven Zusammenwirken“, S. 111 das Leben jedes vierten Menschen in England aus Indien, auf S. 113 bei den „oberen Schichten“, unter denen die 15 Millionen Brahmanen gründlicher Auslese bedürftigen. Der Fluch der „Spitzenerziehung“ (S. 141, 147) ohne wirklichen Bildungsaufbau von unten her, der „selbstgeschlagenen Wunden Indiens“ tritt furchtbar hervor.

Wer wie Ref. seit seinen ersten Eindrücken in Indien (also schon seit 1908) die soziale Spannung mit steigender Sorge verfolgt, der vermißt in dem naturgemäß gedrängten Schrifttumsverzeichnis manches Werk der seit ihren Anfängen der Geopolitik nahestehenden Kenner, wie Brij Narain (Lahore), Benoy Kumar Sarkar (Calcutta), auch wohl Mukerjees „Democracies of the East“ neben der erwähnten „Hindu-Zivilisation“. Gerade hieraus wird deutlich, daß dieselben viel gebrauchten Worte in West und Ost durchaus nicht dieselben Vorstellungen umfassen, daß man sich z. B. als „Demokraten“ bezeich-

nen und doch — in Lendentuch und einmal weiß gewesener Wollschnur — voll aristokratischer, ja tyrannischer Hoffahrt stecken kann.

Schonend hat Beythan auch die schweren korruptiven Schlagschatten auf Indiens soziale Zukunft behandelt; ebenso die Gefahr nicht nur religiöser, sondern auch sozial-dogmatischer Versteiegenheit bei manchen Führern trotz aller Bemühung S. Ch. Boses.

So liegt in würdigem Zusammenklang mit dem ersten Band der letzte, der interessanteste und am meisten zukunftsweisende der Reihe vor uns!

Volk und Boden¹⁾

Wer trotz tiefer, heiliger Trauer über einen ungeheuren, immer wieder durch Zusammenbrüche zerstörten Kraftaufwand zu einem „Dennoch-über-Gräber-vorwärts“ durchstoßen will, der braucht nur gründlich in das Wesen der deutschen Volksgeschichte im deutschen Lebensraum hineinzusteigen. Aber die Hilfsmittel und Wegweiser, die dabei gerade von der Geschichtswissenschaft her verlässige, praktische Hilfe leisten, sind dünn gesät. Fragen wir warum, so geben die „Bemerkungen zur Form der Darstellung“ (Bd. III, S. 7) eine redliche Antwort. Sie kann deshalb gegeben werden, weil dieses Werk im Gegensatz zu den meisten, die von der Geschichte herkommen, die Verbindung mit der Erdkunde und der Geopolitik nicht nur in einem schwungvoll geschriebenen Einleitungskapitel oder Einzelband herstellt, sondern „unter planmäßiger Entwicklung des Gesichtsinns und Raumsinns“ wirklich im ganzen Aufbau durchhält! Damit ist aber auch aus mitteleuropäischer Schau eine einzigartige, gediegene Unterlage für geopolitische Weiterarbeit geschaffen. Sie verlangt gewiß ein hartes, tiefes und schweres Pflügen und erschreckt vielleicht den Anfänger durch die Strenge ihres systematischen Aufbaus; dieser wird aber dankenswerterweise durch die zum Teil genialen, überall an schwieriger Stelle eingefügten Kartenbilder und gute Schlagzeilenzitate aufgelockert, sodaß keine Langeweile, keine Gefahr tabellarischer Monotonie entstehen kann, obwohl eine gewaltige Stofffülle in gedrängter, fast gepreßter Form geboten wird. Glänzend tritt sogar plastischer Humor, wie in den Karten 22—25 des Spottzeichners, hervor. Auf halben Seiten findet sich oft der Inhalt breit geschriebener „Wälzer“. Geist, Stoff, Karte und Bild durchdringen sich in einem vollkommenen Lehrbuch-Unterbau. Gerade eine Geschlechtsfolge, die über die Schwierigkeit klagt, ihr Weltbild bei dauernder Unruhe in Ordnung zu halten, begrüßt dankbar solche Spaliere.

1) Hrsg. von Dr. Erich L. Schmidt in Gemeinschaft mit Dr. H. Dreyhaus und A. Hillen Ziegfeld. III. Bd. Braunschweig 1942, Georg Westermann.

Hauptchriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 (37 42).

Berliner Schriftleitung: z. Zt. Dahme/Mark, Hauptstraße 42 (374).

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin. Die „Zeitschrift für Geopolitik“ Ausgabe B in Kriegsgemeinschaft mit „Schule der Freiheit“ erscheint im Otto Lautenbach Verlag, Buckow, Märk. Höhenland. — Druck: Carl Krüger, Mylau i. V. — Alleinige Anzeigenannahme: Brunner & Co., Anz.-Verwältg., Berlin W 9, Lennéstr. 4; Fernruf: 22 28 20 u. 22 24 32, Postscheck-Kto.: Nr. 216 660/0. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leopold Brunner, Falkensee bei Spandau, z. Zt. im Heeresdienst, — Zur Zeit P. L. 4 gültig.



**ARZNEIMITTEL
CHEMIKALIEN
REAGENZIEN**

DER CHEMISCHEN FABRIK

E. M. D.

D A R M S T A D T

**WELTENKANNT DURCH
REINHHEIT UND ZUVERLÄSSIGKEIT**



**Angebrochene
Arznei-Packungen**

nach Entnahme der jeweils benötigten Arzneimenge sofort wieder gut verschließen. Zutritt von Luft und Feuchtigkeit beeinträchtigt in vielen Fällen die Haltbarkeit und Wirkung der Arznei. Verdorbenes Arzneimittel bedeutet aber den Verlust von in mühevoller Arbeit gewonnenen hochwertigen Heilstoffen, die dann anderen Kranken fehlen. —

Dr. Boether-Tabletten

sind wie alle Medopharm-Arzneimittel ausschließlich in Apotheken erhältlich.

MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m. b. H., München 8



Ein eigenes Haus

Jetzt durch steuerbegünstigtes
Bausparen planmäßig vorbe-
reiten! Verlangen Sie kosten-
los den Ratgeber 47 der

GdF Wüstenrot
Ludwigsburg/Württemberg

Deutschlands größte
Bausparkasse

Vertragsbestand 766 Millionen
RM. Neubeschlüsse 1. Halbjahr
1943 110 Millionen RM. Ver-
tragssumme.

IN DIE HAUSAPOTHEKE

gehört nur, was zur ersten
Hilfe dient. Arzneivorräte
gehören in die öffentliche
Apotheke, damit sie denen
zugute kommen, die
sie gerade brauchen.

Wenn jeder

ROCHE ARZNEIMITTEL

nur kauft, sobald er ihrer
wirklich bedarf, dann
ginge nicht mancher
leer aus.

Auch bei jeder Tablette

Silphoscalin

soll man dran denken

Daß zur Herstellung von Heilmitteln
viel Kohle gebraucht wird. Deshalb
nicht mehr Silphoscalin nehmen
und nicht öfter als es die Vor-
schrift verlangt! Vor allem aber,
wirklich nur dann, wenn es un-
bedingt nützt. Wenn alle dies ernst-
lich befolgen, bekommt jeder Sil-
phoscalin, der es braucht, in den
Apotheken, und zugleich wird er-
füllt die

Tatole: Spart Kohle!

Carl Bühler, Konstanz,
Fabrik pharm. Präparate.

Der Telegraph ist kriegswichtig!

Darum

übe Zurückhaltung bei der
Aufgabe von Nachrichten
minderwichtigen Inhalts!

Übermittle Glückwünsche
und ähnliches brieflich oder
durch Postkarte!



DEUTSCHE REICHSPOST